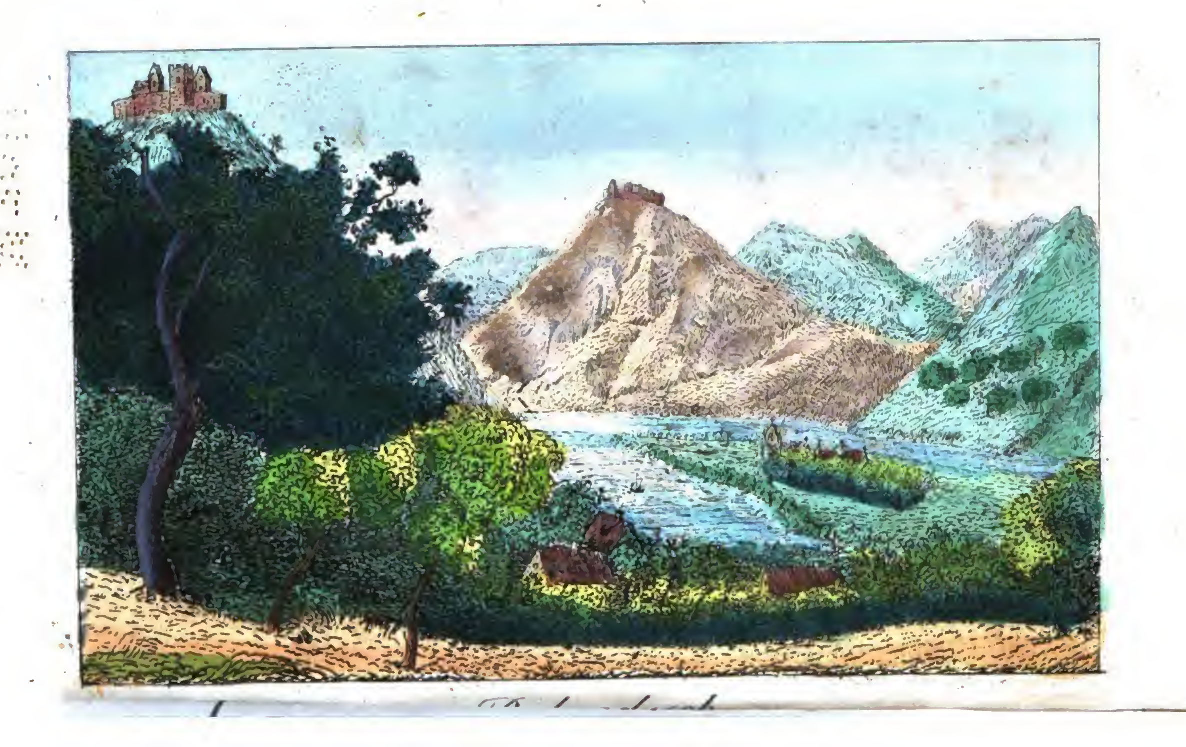




Preußens Volkssagen,

Mährchen und Legenden,

als

Balladen, Romanzen und Erzählungen,

bearbeitet

von

Widar Ziehnert.

Dritter Band.

Leipzig, 1840.
Verlag von C. B. Polet.

Inhalt.

Seite

Seite

1.

Der Glockenguß

zu

Breslau *).

War einst ein Glockengießer
zu Breslau in der Stadt,
ein ehrenwerther Meister,
gewandt in Rath und That.

Er hatte schon gegossen
viel Glocken, gelb und weiß,
für Kirchen und Kapellen,
zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
so voll, so hell, so rein:

---

*) Um eine noch größere Abwechselung nicht nur in Ort und Handlung, sondern auch in die Art der Bearbeitung von Preußens Volkssagen zu bringen, werden von nun an auch immer einige der ausgezeichnetern Bearbeitungen anderer Verfasser mit gegeben werden, und hofft man so dem Werke eine noch größere Theilnahme zu verschaffen.

er goß auch Lieb' und Glauben
mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
die er gegossen hat,
das ist die Sünderglocke
zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenthurme,
da hängt das Meisterstück,
rief schon manch starres Herze
zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
so treu das Werk bedacht!
wie hat er seine Hände
gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
daß Alles fertig war,
die Form ist eingemauert,
die Speise gut und gar;

da ruft er seinen Buben
zur Feuermacht herein:
«Ich lass' auf kurze Weile
beim Kessel dich allein,»

«will mich mit einem Trunke
noch stärken zu dem Guss',

das giebt der zähen Speise
erst einen vollen Fluß.»

«Doch hüte dich und rühre
den Hahn mir nimmer an:
sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!»

Der Bube steht am Kessel,
schaut in die Gluth hinein:
das wogt und wallt und wirbelt
und will entfesselt seyn,

und zischt ihm in die Ohren
und zuckt ihm durch den Sinn,
und zieht an allen Fingern
ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
er hat ihn umgedreht;
da wird ihm angst und bange,
er weiß nicht, was er thät,

und läuft hinaus zum Meister,
die Schuld ihm zu gesteh'n,
will seine Knie umfassen,
und ihn um Gnade fleh'n.

Doch wie er nur vernommen
des Knaben erstes Wort,

da reißt die kluge Rechte
der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
dem Buben in die Brust,
dann stürzt er nach dem Kessel,
sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
den Strom noch hemmen kann: —
doch sieh', der Guß ist fertig,
es fehlt kein Tropfen d'ran.

Da eilt er abzuräumen,
und sieh't, und will's nicht seh'n,
ganz ohne Fleck und Makel
die Glocke vor sich steh'n.

Der Knabe liegt am Boden,
er schaut sein Werk nicht mehr:
ach, Meister, wilder Meister,
du stießest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
er klagt sich selber an:
es thut den Richtern wehe
wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn Keiner retten,
denn Blut will wieder Blut;

er hört sein Todesurtel
mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
daß man ihn führt hinaus,
da wird ihm angeboten
der letzte Gnadenschmaus.

«Ich dank' euch,» spricht der Meister,
«Ihr Herren, lieb und werth;
doch eine and're Gnade
mein Herz von euch begehr't.»

«Laßt mich nur einmal hören
der neuen Glocke Klang:
ich hab' sie ja bereitet,
möcht' wissen, ob's gelang!»

Die Bitte ward gewähret,
sie schien den Herr'n gering;
die Glocke ward geläutet,
als er zu Tode ging.

Der Meister hört sie klingen
so voll, so hell, so rein;
die Augen geh'n ihm über,
es muß vor Freude seyn;

und seine Blicke leuchten,
als wären sie verklärt;

er hat in ihrem Klange
wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
zum Streich voll Zuversicht;
und was der Tod versprochen,
das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
die er gegossen hat,
die Magdalenenglocke
zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
seit jenem Tag geweih't;
weiß nicht, ob's anders worden
in dieser neuen Zeit.

W. Müller.

2.

Die Damascenerklingen

in

Solingen.

Du bist mir ein sehr wack'rer, tüchtiger Gehülfe, den ich werth halte, aber meine Tochter kann ich dir nicht geben. So sprach ernst der Waffenschmied Stadlinger in Solingen (Kreisstadt im Düsseldorfer Regierungsbezirk an der Wipper) zu seinem Gesellen Severin Simmelpuß, der um seine Tochter geworben hatte. Dieser war zwar durch eine so bestimmte Verneinung seines Herzenswunsches betroffen, wagte aber doch zu bemerken, daß er gern noch lange in seiner berühmten Werkstatt arbeiten möchte und, ob er wol mit den Genfer Waffenschmieden umgehe, dennoch nicht kalvinisch gesinnt sey, sondern als ein katholischer Christ leben und sterben wolle. Severins Bemerkungen waren nicht ganz erfolglos; denn Stadlinger sah nachdenkend eine Zeit lang starr vor sich hin, wie Einer, dessen Wünsche und Gedanken sich unter einander streiten und den Frieden nicht finden können. Endlich gab er wieder Rede: Severin, sprach er fast wehmüthig, du bist wol unter allen Waffenschmiedsgesellen uns'rer Stadt einer der tüchtig-

sten, aber mir kannst du doch nicht helfen! Diese Aeußerung des Meisters verrieth Severin, daß jener etwas Wichtiges auf dem Herzen habe, und dieß zündete in ihm den Funken neuer Hoffnung, endlich doch noch den Meister seinen Wünschen geneigt zu machen. Wenn mein Glück, sprach er zu ihm, auf dem Ambose liegt, lass' ich es gewiß nicht dort liegen. Nun, so wißt es denn kurz, sagte der Meister mit schneidendem Tone, ich bin ein — armer Mann! Kostspielige Versuche, Damascenerklingen zu fertigen, haben mich um mein Vermögen gebracht, und doch ist es mir nicht gelungen, ob ich mich gleich dessen vor meinen Mitmeistern schon gerühmt habe. Mich kann nun nur ein reicher Schwiegersohn retten, daß ich meine Versuche fortsetzen kann, um mein Wort zu lösen und mit Ehren zu leben, oder — zu sterben!

Das ist also die Bedingung, dachte Severin, von deren Erfüllung der Besitz der hübschen Waffenschmiedstochter abhängt, und um diesen zu erlangen, däuchte ihm Nichts zu schwer. Geld hatte er keins, um es in gewagten Versuchen durch die Esse zu jagen, und so versprach er, das Geheimniß an der Quelle zu erforschen, nämlich — nach Damascus zu reisen und dort so lange zu arbeiten, bis er die Kunst erlernt hätte. Da zuckte ein widriges, krampfartiges Lächeln um den Mund des Meisters! Geh, rief er einem Träumenden ähnlich Severin zu, geh nach Damascus, und ein Jahr lang will ich dir meine Marie aufheben. Kommst du aber bis dahin nicht wieder oder bringst das Kunstgeheimniß

nicht mit, so bin ich meines Wortes quitt. Geh und triff bald Anstalt zur Reise.

Severin verließ seinen Meister und eilte zur Kirche, aus der eben die andächtige Menge, welche die Christmetten (es war 1561) gefeiert hatte, nach Hause wallte. Unter ihnen war auch Maria, die Severin bei der Hand ergriff und sie seitwärts der Kirche zu dem Grabe ihrer Mutter führte, um ihr dort zu erzählen, wie unglücklich die Brautwerbung bei dem Vater abgelaufen und welch' eine weite, gefahrvolle Reise er zu thun willens sey. Maria hörte des Geliebten Worte mit der Miene und Empfindung einer Verbrecherin, der ihr Todesurtheil gesprochen wird, und weinte. Severin sprach ihr Trost zu, obgleich er selbst dessen nöthig hatte, denn die Trennung von Maria lag schwer auf seiner Seele. Nochmals versprachen sie einander treue Liebe, umarmten sich und empfahlen sich gemeinschaftlich dem Schutze Gottes.

Ja, Gott segne euch und eure Liebe! rief es plötzlich in feierlichem Tone hinter ihnen, und Severin und Maria fühlten eine Hand auf ihrem Haupte. Verwundert und ergriffen von dem unerwarteten Segenswunsche sahen sie auf, und ein Greis im schwarzen Rittergewande stand bei ihnen. Maria überfiel bei seinem Anblick ein heimliches Grauen, denn des Fremden Auge blickte wie das eines Todten.

Fürchtet euch nicht vor mir, Jungfrau, sprach der Fremde ihr tröstend zu; für euch aber, wandte er sich zu Severin, hab' ich Hülfe, wenn ihr sie annehmen wollt. Als dieser durch Mienen und Geberden seine

Sehnsucht nach Hülfe kund gegeben, fuhr Jener fort: Wandert in der Mitternacht des Sylvestertages mitternachtswärts hinunter an dem Ufer der Wipper in den Wald, so weit, bis ihr einen Thurm und auf ihm eine brennende Fackel erblickt. Steht ihr vor der Pforte des Thurmes, so ruft den Namen Johannes, und sie wird sich euch aufthun, und ihr werdet dort lernen, weshalb ihr nach Damascus reisen wollt.

Das Anerbieten war zu lockend, als daß es Severin hätte gleichgültig anhören können; aber der geisterhafte Anblick des Fremden machte ihn doch bedenklich, und er konnte sich der Frage an ihn, ob er ein Waffenschmied sey, nicht enthalten. Wol hab' ich, entgegnete dieser ernst, in meinem Leben viel Waffen geschmiedet — gegen mich selbst! Indem ich dir helfe, will ich mir Ruhe gewinnen. Kommst du? Severin blickte bald auf Maria, die er gern sein nennen wollte, bald auf den Fremden, der ein gräusiges Ansehn hatte, und war verlegen um eine bestimmte Antwort. Nun, wenn du nicht willst, sprach trotzig der Fremde, so laß es. Nein, fuhr er nach einigen Secunden sich selbst besänftigend fort, laß es nicht, dann bleibst du bei deiner Marie! Willst du sie, so folge meinem Rathe. Mit diesen Worten wandte er sich zum Fortgehen. Severin sah es, wie ein Schlag durchfuhr es sein ganzes Wesen, tief athmete er auf und rief: Ich komme! Bei diesen Worten war Maria einer Ohnmacht nahe, denn sie fürchtete, daß ihr Geliebter sich mit dem Bösen eingelassen habe.

Beide verließen nun den Kirchhof und gingen nach

ihrer Wohnung, Severin voll Gedanken über sein neues Verhältniß und dessen vermuthliche Folgen, und Marie ängstlich zwischen Furcht und Hoffnung schwebend. Viel wollten sie sich sagen und der Mund blieb stumm, aber die Festgottesdienste besuchten Beide fleißig und beteten Jedes für sich und das Andere. Schneller, als sie glaubten, waren die letzten Tage des Jahres vergangen und der Sylvesterabend, der es beschließen sollte, fing an zu dunkeln. Es tönte die neunte Stunde vom Thurme; da nahm Severin sein Kruzifix und ging — vor des Meisters Haus, um noch einmal Marien zu sehen und zu sprechen. Er hörte sie in lebhaftem Zwiegespräch mit ihrem Vater und wagte nicht, dieses zu unterbrechen, besonders da er einige Male seinen Namen nennen hörte, und trat nicht ohne Bangigkeit den verhängnißvollen Weg an, von dem Winter mit einem leichten Schnee bedeckt, der in dem klaren Sternenlichte freundlich glänzte. Severin empfahl sich Gott und seinem Schutzheiligen und schritt ernst und entlossen am Wasser hin dem Walde zu, und er erblickte den Thurm, den er bereits am Tage zu finden sich vergeblich bemüht hatte, und auf seiner Spitze die düster qualmende Fackel. Vor der Pforte angekommen, wollte er Johannes rufen, aber die Stimme versagte und seine Kehle war ihm wie zugeschnürt. Nach mehrern vergeblichen Versuchen legte er sein Kruizfix an das Thurmthor und rief kräftig Johannes, und schauerlich hallte der Ruf in den wilden, zerrissenen Steingeklüften wieder. Das Thor öffnete sich, er trat ein und der — Alte vom Kirchhofe, mit entblößtem

Haupte und einem großen Buche unter dem Arme, hieß ihn willkommen und führte ihn in eine vollständig eingerichtete Waffenschmiede. Severin folgte etwas zögernd, weil er fürchtete, daß er das ersehnte Geheimniß mit seinem Seelenheil erkaufen müsse, und wagte endlich auch seine Besorgniß auszusprechen. Der Alte lachte und stellte es ihm frei, in wessen Namen er die Waffen schmieden wolle; doch rieth er ihm, es im Namen Gottes zu thun, und bei jedem Schlage seine Heiligen anzurufen! Severin nickte diesem Rathe Beifall zu. Darauf schlug der Alte mit einem Stabe in die Kohlen auf dem Heerde, und hochauf loderte die Flamme; dann zeigte er seinem aufmerksamen Lehrlinge genau, wie er die Elemente benutzen müsse, um seine Absicht zu erreichen. Severin folgte sorgfältig der Anweisung seines Lehrers, und nach wenig Minuten glänzte in seiner Hand eine der schönsten Damascenerklingen, die er je in seinem Leben gesehen hatte, und Freude leuchtete aus seinem ganzen Wesen. Wie soll ich euch nun danken? fragte er den Alten. Wer seyd ihr? daß ich eurer stets als meines größten Wohlthäters gedenke.

Mit düsterm Ernste beantwortete der Greis Severins Fragen: Schon seit Jahrhunderten zählen mich die Menschen zu den Todten, ich bin todt und — lebe noch! Geht mit euerm Gott, und wenn ihr Hülfe braucht, denkt an mich; ich heiße Johannes Faust. Bei Nennung seines Namens schlug er wieder mit dem Stabe in die Flamme, und Rauch und Dampf erfüllten die Werkstatt so, daß Severin das Freie suchen mußte. Hier schüttelte es ihn wie einen Fieberfrostigen,

und den aufgegangenen ersten Morgen des neuen Jahres schauend, wähnte er einen schweren Traum geträumt zu haben, aber noch fest in der Hand hielt er die herrliche Damascenerklinge. Mit dieser eilte er nun zu seinem Meister, um ihm, wie er hoffte, eine große Neujahrsfreude zu bereiten. Freundlich begrüßte ihn Maria, finster aber der Meister, und als dieser nun die herrliche Klinge sah und die Geschichte ihrer Entstehung gehört hatte, und Severin ihm versicherte, daß er deren nun tausende machen wollte, wechselten in seinem Gesichte die Gluth des Zornes und die Bläſſe des Neides schnell mit einander. Er hatte seine beste Lebenszeit und Kraft, hatte sein Hab' und Gut und seine Ruhe vergeblich geopfert, um solche Klingen fertigen zu können, und diesem jungen Gesellen muß es ein Geisterspuk ungesucht und ohne Mühe offenbaren — diesen Gedanken konnte Meister Stadlinger nicht ertragen. Severin, Marien an der Hand haltend, suchte ihn zu besänftigen, und sie baten um seinen Vatersegen zu ihrer Liebe. Bist du, fragte der Meister, dessen Zorn sich in Hohn verwandelte, schon in Damascus gewesen? So, wie du, halte ich auch Wort. Da schlugen die beiden Liebenden die Augen nieder und Maria weinte. Meister Stadlinger hatte seine Tochter lieb und achtete Severin als einen ehrlichen, tüchtigen Gesellen, und stellte daher nach einer langen Pause, während er mit hastigen Schritten auf- und abging und oft seine Stirne rieb, Beiden eine Bedingung, unter der er ihre eheliche Verbindung gestatten wolle, daß nämlich, so lange er lebe, Niemand in Solingen mit der Kunst,

Damascenerklingen zu fertigen, auftreten, ja daß Severin selbst keine machen, sondern diese Kunst erst seinem Sohne lehren und dieser solche erst ausüben dürfe. Severin und Maria gingen diese Bedingung ein und haben sie redlich gehalten, und so war Severins Sohn Peter der erste in Deutschland, der Damascenerklingen verfertigte.

3.

Die Männchen
in
Allenstein.

Allenstein an der Alle, Kreisstadt im Regierungsbezirk Königsberg. Sie ist alt, und die Sage von ihren Männchen gehört in die frühere Mährchenzeit.

Hört, ihr Frauen, die Geschichte,
die in Allenstein gescheh'n;
sie ist lehrreich, darum lasset
sie euch recht zu Herzen geh'n,

daß euch, ihr seid alt genug,
mache fremder Schaden klug.

Seit uralten Zeiten wohnte
in dem Städtchen Allenstein
ein Geschlecht von Geistermännchen,
viel an Zahl und körperklein.
Diese hat man oft geseh'n
Haus für Haus im Städtchen geh'n!

Was sie aber allda trieben
wußte Niemand, weil sie gern
ihr Geschäft im Stillen übten,
waren anspruchslose Herrn.
Männer, die bescheiden seyn,
geh'n zuweilen gern allein.

Schellendorf, der in dem Städtlein
jetzt ein reicher Rathsherr war,
hatt' ein wunderholdes Weibchen,
älter nicht als zwanzig Jahr.
Gut war sie wol ihrem Mann,
aber sah auch — And're an!

Einst bei Abenddämmerlichte
saß sie in dem Schlafgemach
noch am Bett' allein und dachte
über ihre Ehe nach;

denn sie wollte immer seh'n
jeden Weg, den Männer geh'n.

Und das ist doch rein unmöglich,
einmal, weil's nicht möglich ist,
ferner, weil dadurch entstünde
mancher Argwohn, mancher Zwist.
Allzuviel seh'n, wahrlich, thut
nimmer in der Ehe gut.

Nun es sey drum, wie es wolle —
als die Frau saß ohne Licht,
krabbelt's an der Stubenthüre;
sie will schrei'n — doch kann sie nicht —
und herein tritt eine Schaar
kleiner Männlein Paar für Paar!

Graue Röcke, spitz'ge Hüte
war gemeinsam ihre Tracht,
und an jedem Hut war oben
ein Laternchen angebracht,
und darin ein Lichtchen noch,
das sehr stark nach Schwefel roch.

Jedes Männchen führt' am Arme
ein geputztes, kleines Weib,
und es schien, als ob ein Tänzchen
solle seyn ihr Zeitvertreib.
Auf die Schellendorferin
sah'n die Männlein finster hin.

Diese hält sich vor die Augen
schnell die Hände, aber breit,
daß sie durch die Finger sehen
kann der Männlein Zärtlichkeit;
und das machte sie sehr klug,
denn sie sahe noch genug.

Und die Männlein waren munter,
kos'ten zärtlich Paar für Paar,
weil sie glaubten, daß nun Niemand
Zeuge ihrer Freude war:
durch die Finger seh'n ist klug;
Frauen, ihr seht noch genug!

Plötzlich trat der Männchen Eines
zürnend zu der Rathsherrnfrau,
deren Lauschen er bemerkte,
trotz der klugen Finger Bau,
und befahl ihr: Mach' im Nu
deine Schelmenaugen zu.

Diese aber lachte heimlich
und schloß ihrer Augen Licht
vor der Männlein Scherz und Kosen,
dem Verbote trotzend, nicht.
Drauf das Männlein ernster: Du,
mache deine Augen zu!

Doch der Geist des Widerspruches
ließ sie sehen frank und frei;

da erzürnt das Männchen, rufte
schnell ein anderes herbei
und befahl ihm: Mach' im Nu
diese hellen Fenster zu!

Der Geruf'ne blies dem Weibe
in die Augen Schwefelhauch,
und ihr Augenstern — verlöschte,
ihr Gesicht umflorte Rauch.
Eine Blinde — kann sie nun
nimmer schau'n der Männer Thun!

Frauen, lernt aus der Geschichte:
Mögen eure Männer geh'n
wohin — und thun, was sie wollen,
müßt ihr durch die Finger seh'n;
oder, liebt ihr Fried' und Ruh',
drückt gleich beide Augen zu!

4.

Die Kartenspieler

in

Volberg

an der Sülz, im Mühlheimer Kreise des Regierungsbezirks Cöln. Man zeigt daselbst noch heute ein Haus mit einem zerbrochenen Fenster, an dem jede Reparatur, jeder Neubau vergeblich ist. Die Ursache davon erzählt folgende Sage:

Schon vor mehreren Jahrhunderten war das Kartenspiel in den langen Winterabenden ein Lieblingsvergnügen der Bergischen Landleute. Dagegen eiferten die Geistlichen des Klosters Rösrath gar heftig und stellten zur Warnung Beispiele auf, wo der Satan, der das Kartenspiel erfunden habe, dadurch die Menschen zu allen Lastern verleite und mit sich in die Hölle führe! Einige achteten auf diese ernsten Abmahnungen, vier Volberger Bauern aber lachten darüber und spielten Tag und Nacht so eifrig, daß Viele sie vom Teufel besessen glaubten!

Eines Abends fehlte zu ihrem Spiele der vierte Mann, denn Einer ihrer Spielgenossen lag daheim todtkrank. Da hatten die drei Andern gräßliche Lange-

weile, tranken mehr als sonst Branntwein, fluchten und lärmten, daß ihnen der Teufel den vierten Mann schaffen möchte, und dieser — fand sich unerwartet.

In einer dunkeln Ecke der Schenkstube saß ein Fremder, der ein Jäger zu seyn und die Bauern gar nicht zu beachten schien. Diese aber bekamen Lust, ihn zu ihrem Kartenspiele einzuladen. Das suchte der Wirth zu wehren, denn er hielt den Fremden für einen reichen Junker, weil er eine Flasche Wein gefordert und sie mit einem Goldstücke bezahlt hatte. Aber die schon halb betrunkenen Bauern ließen sich dadurch nicht abhalten, den Fremden freundlich, so gut sie es mit schon stammelnder Zunge vermochten, zum Spiele einzuladen. Dieser erwiederte, daß er leidenschaftlich gern spiele und es auch jetzt thun würde, wenn er nicht befürchtete, daß sie bald aufhören und nach Hause gehen würden, was ihm dann unangenehm wäre; denn wenn er einmal zu spielen anfange, pflege er nicht sobald wieder aufzuhören. Die Bauern versicherten, daß er das nicht zu befürchten habe, denn sie pflegten bei dem Spiele bis an den hellen lichten Morgen auszuhalten, und, als der Fremde auch in diese Zusicherungen noch Zweifel setzte, fluchten sie, daß sie der Teufel holen sollte, wenn sie zuerst aufhörten. Nun, wenn das ist, sagte der Fremde, will ich mit euch spielen; es gilt also euer Wort: «Wer zuerst aufhört, den soll der Teufel holen!» Es gilt, schrieen die Bauern, und sie setzten sich zum Spiel. Da erhob sich auch der vermeintliche Junker aus seinem Winkel und trat zum Lichte. Die spielsüchtigen Bauern waren froh, daß sie den vierten Mann gefun-

den hatten, und kümmerten sich nicht um sein Aeußeres. Der Wirth aber betrachtete es genauer, und es wollte ihm — gar nicht gefallen; denn die Gestalt war lang und hager, das Gesicht hatte eckige, höhnische Züge, ein Auge war mit einem Pflaster bedeckt und das andere hatte einen grauen widrigen Glanz, die Nase war lang, spitzig und roth wie ein gesottener Krebs; auf dem Kopfe trug er einen seegrünen Hut mit einer rothen Hahnenfeder, den er, ob es gleich sehr warm in der Stube war, nicht ablegte. Der Junker setzte sich also mit an den Spieltisch, zog eine eigene Karte aus der Tasche und das Spiel begann. Die übrigen Gäste und Hausgenossen verließen nach und nach die Stube und nur der Wirth blieb bei den Spielern sitzen. Anfangs spielten sie nur um Pfennige, als aber diese alle die Bauern gewonnen hatten, um Goldstücke, welche ebenfalls den Bauern wieder zufielen, die sich vor Freude darüber nicht zu lassen wußten; und so geschah es, daß Einer von ihnen beim Einstreichen des reichen Gewinnes eine Karte unter den Tisch fallen ließ. Schnell zündete der Wirth einen Kienspan an, um sie zu suchen. Er fand sie, warf sie aber mit einem entsetzlich gellenden Ach! auf den Tisch und stürzte fast odemlos aus der Stube. Die Bauern, obgleich betrunken und spielwüthig, wurden doch durch des Wirths Geschrei und Flucht so erschreckt, daß sie fast ihr Versprechen vergessen hätten und ihm nachgeeilt wären, wenn der fremde Junker nicht ruhig fortgespielt und überhaupt die mindeste Bestürzung gezeigt hätte. Sie blieben; aber wie wurde ihnen zu

Muthe, als sie den Wirth außen unter den Fenstern rufen hörten, daß der Fremde einen Pferdefuß habe und also der Teufel sey. Dieser Zuruf machte sie auf einmal nüchtern und besonnen. Die Karten wurden ihnen in den Händen schwer wie Blei, die Haufen gewonnenen Goldes leuchteten in ihre Augen wie höllisches Feuer, das ganze Spiel war ihnen zum Ekel, aber — aufhören durfte Keiner. Der Wirth empfand ihre Lage und rief ihnen zu, fortzuspielen, er werde ihnen schon Rettung bringen. Der höllische Junker aber ließ sich durch Nichts in seiner Schadenfreude stören und suchte den Bauern höhnisch Muth einzusprechen. Die Unglücklichen verlebten unter Angst und Zittern eine schreckliche Stunde und schielten ängstlich nach der Thüre, wann die vom Wirthe versprochene Hülfe erscheine. Nachdem sie in der Zerstreuung und Angst manches Spiel verloren und sich die Augen bald blind gesehen hatten, trat endlich ein Bauer in weitem Kittel und mit einem großen Hute auf dem Kopfe in die Stube, in dessen Gesicht aber die spielenden Bauern sogleich den dicken und muthigen Pater Cornelius aus dem Kloster Rösrath erkannten. Nun wurde es ihnen leichter um's Herz! Der grüne Junker dagegen schien in der Erscheinung des vermeintlichen Bauers etwas Unheimliches zu wittern. Der schlaue Cornelius bemerkte es und fing an, sich über des Wirths Angst lustig zu machen und auf den Teufel zu schimpfen, auch zu versprechen, an dem Spiele unter der mit den Bauern gemachten Bedingung Theil zu nehmen! Das schien den Junker wieder zu beruhigen und das Spiel begann nun unter

Fünfen, wobei er große Summen Goldes an den neuen Spieler verlor. Dieser wurde aber der Sache bald überdrüßig, stand auf und warf die Karten, die er eben zum Mischen in der Hand hatte, auf den Tisch. Aber in demselben Augenblicke ließ er auch Hut und Kittel fallen und stand da in seinem Ordensgewande, in der einen Hand das Crucifix und den Rosenkranz haltend, in der andern die Teufelspeitsche schwingend. Ich höre zuerst auf zu spielen, fuhr er den Junker an, aber hebe dich, Satan, hinweg vor den geweihten Dingen! Da verwandelte sich plötzlich der Junker in ein zottiges, gehörntes, feuersprühendes Ungeheuer. Die drei Spieler sanken, von Schreck erstarrt, unter den Tisch und der Wirth duckte sich vor Angst in eine Ecke, der Pater aber hub seine feierliche Beschwörungsformel an. Während solcher dehnte sich der Teufel bis zur Decke und machte Miene, sich überbeugend, mit seinen Krallen den Mönch zu ergreifen. Da aber wirkte der heilige Bann, und der Böse schrumpfte blitzschnell in eine Fledermaus zusammen, die unter Schmerz- und Angstgeheul durch das geschlossene Fenster fuhr, daß die Scheiben in tausend Stücken zerklirrten und ein unerträglicher Schwefelgestank die Stube füllte. Das Gold, was der Wirth und die Spieler von dem Teufel erhalten hatten, verwandelte sich in Pferdekoth und die Spielkarten in ekelhafte Frösche und Kröten. Pater Cornelius aber reinigte und weihte das Haus, daß sich in ihm nie wieder etwas Unheimliches blicken ließ. Nach und nach erholten sich Wirth und Spieler wieder von ihrem Schrecken; ersterer duldete nie wieder

eine Spielkarte in seinem Hause und den drei Bauern war die Spiellust für immer vergangen. Zur steten Warnung für leidenschaftliche Spieler ist, wie oben bemerkt, das zerstörte Fenster noch heute zu sehen.

5.

Die Kapelle

auf dem

Petersberge.

Trüb' im Sinn und bang' im Herzen
irrt Graf Diether weit umher;
ach! auf seinen rauhen Wegen
lacht kein Engel ihm entgegen,
blüht ihm keine Rose mehr.

Heimgekehrt aus blut'gem Kampfe,
aus der Saracenen Land,

hofft er, daß er Ruh' gewinne
in dem Zauber süßer Minne
an des Rheines Silberstrand.

Da erwartet ihn, — so wähnt er, —
Hildegard, die holde Braut;
sie, die Schönste und die Beste,
wohnend auf der kühnen Veste,
die Graf Rudolph's Arm erbaut.

Aber ach, was mußt' er schauen,
wer hat hier so wild gehaus't?
öd' und schaurig, nackte Trümmer,
todtgebleicht vom Mondenschimmer
und vom Sturmwind kalt durchsaus't!

«Ja, Herr Diether,» — sagt ein Greis ihm,
«so hat's Gottes Hand gefügt;
«diese Trümmer, sie bedecken
«Rudolph's Bein', des kühnen Recken,
«von des Feindes Wuth besiegt.» —

««Aber Hildegard, die Theure,
««wo ist sie, die holde Braut?»»
«Das müßt ihr den Himmel fragen;
«denn seit jenen Schreckenstagen
«hat kein Auge sie geschaut.» —

Darum irret, bang im Herzen,
jetzt Graf Diether weit umher;

bringt auf seinen rauhen Wegen
ihm kein Engel Trost entgegen,
blüht ihm keine Rose mehr.

Fort vom wilden Weltgewühle,
in der Wälder Einsamkeit,
dort will er sein Hüttchen bauen;
frommer Andacht, stillem Schauen
sey der Tage Rest geweiht.

Schon gefunden ist die Stätte.
Friedlich in des Thales Grund
winkt ein Plätzchen, ach so traulich,
wo man herzlich und erbaulich
beten mag zu jeder Stund'.

Und, — bedeutungsvolles Zeichen! —
sieh, ein Kreuz, so schlank und schlicht,
von des Mooses Grün umwoben,
lenkt den frommen Blick nach oben,
wo der Friede Palmen flicht.

Doch was knieen bei dem Kreuze
zwei Gestalten wunderbar?
Auf den Rücken wallen nieder
blonde Locken, und die Glieder
deckt ein langer Lichttalar.

Sind es Geister? Sind es Engel,
ihm zum Troste hergesandt?

Aber wie ist nach der einen
Lilienschönen, Himmelreinen
unverrückt sein Blick gewandt!

Und wie funkeln seine Augen
fieberhaft entzückt und klar!
Wird aus reinem Lichtgefilde
ihm ein himmlisches Gebilde,
ein Gesicht ihm offenbar?

«Ja, es ist,» — ruft er beklommen, —
«Hildegardens reiner Geist,
«der mir freundlich hier erschienen,
«meinem Gott und Herrn zu dienen,
«mich beim Kreuz willkommen heißt.»

Und das Weib sieht mit der Schwester
scheu sich nach dem Manne um:
«Diether ist es! Gott! Erbarmen!» —
««Hildegard!»» — Und in den Armen
liegt das Paar sich, weinend, stumm.

Endlich sprach getrost Herr Diether:
«Nun erkenn' ich Gottes Rath!
«Kinder, die er gern will segnen,
«läßt er sich beim Kreuz begegnen,
«wo uns reift der Thränen Saat.

«Der den Himmel uns erschlossen,
«Petrus sey gebenedei't!

«Eine freundliche Kapelle
«hebe sich an dieser Stelle,
«seinem Namen hoch geweiht!

«Zu der Minne süßen Freuden
«ladet neu das Leben ein.
«Hier darf nur die Andacht trauern;
«komm' zurück, des Schlosses Mauern
«sollen bald erstanden seyn!»

Bertha nur, die fromme Schwester,
wählet sich das beßre Theil;
fern vom eiteln Weltgetümmel
dient sie demuthsvoll dem Himmel,
betend für des Paares Heil.

K. R. Hagenbach.

6.

Die lachende Braut im Dome

zu

Naumburg.

Ein junger Ritter freite um die Tochter eines alten Ritters. Ihre Namen hat die Sage nicht genannt; vielleicht konnte sie es nicht, weil die Geschichte so alt als der Dom in Naumburg ist, — auch haben wir damit eben nicht viel verloren. Der alte und junge Ritter waren Eines Sinnes; aber das Fräulein hatte an dem Bräutigam Mancherlei zu tadeln, namentlich, daß er stets daheim auf der Bärenhaut liege und nicht, wie es einem Ritter gezieme, ausziehe zu Turnieren, Fehden und Abenteuern! Der Vater konnte dem Worte seiner Tochter nicht widersprechen und rieth daher selbst dem erwählten Eidam, einige Zeit in fremde Lande auszuziehen und ritterliche Beschäftigung zu suchen, und wenn er diese gehabt, heimzukehren und Vermählung mit seiner Tochter zu halten. Diesem Rathe des alten Ritters konnte der junge Ritter nichts entgegenstellen, als ein mürrisches Gesicht; denn Beides, das Aufsuchen von Abenteuern wie der Aufschub der Hochzeit, war ihm sehr ungelegen, und letzteres nicht sowohl um des

Fräuleins, als um ihrer Mitgift willen; — denn er war nicht allein feig, sondern auch roh an Sitten und liebte leichtfertige Gesellschaft. Verdrüßlich traf er Anstalt zum Ritterzuge, auf dem er wenigstens, wenn auch nicht Muth, doch Eitelkeit zur Schau stellen wollte, daher er seinen Harnisch und Helm, sein Schwert und Roß gar stattlich, und einen Knappen, ihm an Geist und Sitte ähnlich, gar klüglich wählte und mit großem Geräusch seine Burg verließ. Er vermied aber auf seinem Zuge sorgfältig alle Burgen und Tummelplätze der Ritter und kehrte nur in Städten und Herbergen ein, wo er gemächlich leben und — würfeln konnte, und in wenig Wochen und Monden war er im Spiel so geschlagen, daß er nur Trost in der Hoffnung fand, nun bald die Schätze seiner Braut zu besitzen. Aus diesem ruhm- und ehrlosen Treiben schreckte ihn die Kunde von dem Tode des alten Ritters, denn wie leicht konnten ihm nun reichere und wackrere Ritter die Braut und mit ihr die großen Besitzthümer derselben wegnehmen. Diesen dachte er zuvorzukommen und eilte, was er konnte, von seinem Ritterzuge zur Heimath. Hier angekommen erhielt er die Nachricht, daß seine Braut — in's Kloster gegangen sey. Die Braut wollte er leicht missen und vergessen, aber nicht ihr Erbtheil. Um nun seiner Sache ganz gewiß zu seyn, ging er selbst in's Kloster, um mit dem Fräulein zu sprechen. Diese kam auch an's Sprachgitter und gab ihm mit lächelnder Miene die Kunde, daß sie selbst ihr ganzes Leben hier im Kloster in Gesellschaft ehrbarer Frauen verbringen, von ihrem Erbtheile aber Gott

einen herrlichen Tempel erbauen werde! Wie vernichtet wankte der Ritter von dannen. Die Jungfrau ließ durch reiche Schenkung den Dom in Naumburg erbauen, in dem ihr Bildniß, in Stein gehauen, angebracht und unter dem Namen der lachenden Braut der Nachwelt bekannt wurde.

7.

Die Verlobung unter der Erde

in

Bolkenhain.

In Bolkenhain (jetzt Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz) und Schweinhaus, gegen eine Stunde davon entfernt, lebten einst zwei Ritter, die sich gegenseitig empfindlich neckten, und unter andern hatte Zedlitz von Bolkenhain dem Nachbar Hans Schweinchen von Schweinhaus einmal bedeutende Zufuhren von Lebensmitteln weggenommen. Da wurde dieser ärgerlich, rüstete alle seine Junker und Knappen

und ließ sie gegen Bolkenhain führen. Er selbst nahm nur einige Knappen zu sich, um mit ihnen durch einen unterirdischen Gang, der von Schweinhaus in des Feindes Burg führte, diese zu überfallen. Sie schlichen in dem öden modrigen Gange bald rechts, bald links, bald auf-, bald niederwärts eine halbe Stunde, als sie mit einem Male eine weibliche Stimme singen hörten. Die Knappen erschraken und träumten von Erdgeistern, der Ritter aber ermunterte sie, ihm beherzt zu folgen, und so kamen sie bald an ein eisernes Thor, das Hans mit leichter Mühe öffnete. Aber überrascht that er einen Schritt zurück, als er hier ein schimmerndes Gemach und in ihm ein schönes Fräulein mit der Cither im Arme fand. Gehört ihr noch diesem Leben, oder schon der Todtenwelt an? fragte er die weibliche Gestalt. Diese antwortete bloß mit einem Lächeln, und das ermuthigte den Ritter, näher zu treten, und nun erkannte er des Bolkenhainers Tochter Adelgunde. Er fragte, warum sie in diesem unterirdischen Gemache weile. Darauf erzählte sie, daß sie ihr Vater, um sie der wilden Begierde des jungen Herzogs zu entziehen, hier in Sicherheit gebracht habe, sie aber nach dreijährigem Aufenthalt in diesem Gewölbe, von Sonne, freier Luft und Menschen geschieden, sich nach Erlösung sehne und diese von dem Ritter erflehe. Noch hatte Adelgunde ihre Worte nicht geendet, als durch ein andres Thor ihr Vater eintrat und, als er Hansen erblickte, sogleich sein Schwert zog, ihn einen Mädchenräuber schalt und gewaltig auf ihn einhieb. Hans wehrte sich erst wacker, verlangte aber nach einer Weile Waffenruhe, um einen

Vorschlag zu thun. Hört, Nachbar, sprach er zu Zedlitz, ihr habt mir viel Schaden zugefügt; daher jetzt meine Fehde gegen euch. Durch den Gang hier wollt' ich eure Burg gewinnen und stieß auf dieß Gemach, wo ich eure Tochter fand; sonst bin ich nie hier gewesen. Laßt uns alle Fehden enden und gebt mir eure Tochter zur ehelichen Hausfrau, so haben wir unter einander und diese selbst vor dem Herzog Ruhe. Der Antrag kam Zedlitzen hier doch unerwartet, er dachte einige Augenblicke nach und rief dann: Nimm sie hin, und ich verlobe euch hier im Namen Gottes! Die Liebenden umarmten sich, stiegen mit dem Vater hinauf in freundliche Burggemächer, und statt Blut in der Fehde strömte nur den Mannen beider Ritter der hochzeitliche und Friedenswein. Hans herzte seine Adelgunde und versicherte heitern Auges, daß er auf Bolkenhain mehr als die Veste selbst gewonnen habe. Zedlitz entgegnete ihm lächelnd, daß er aber auch seine Eroberung vom Grunde aus begonnen habe.

8.

Der Edelstein.

Legende aus Brandenburgs Vorzeit.

In seiner Burg, auf gewaltigem Fels
in hohenzollerschen Landen,
saß Burggraf Friedrich, der mächtige Held,
als die Boten des Kaisers ihn fanden;
sie riefen ihn auf, nach dem letzten Vertrag,
als den Auserwählten und Starken,
von dannen zu ziehen mit reisigem Zeug,
als Churfürst zu schirmen die Marken.

Die Nacht, die dem stürmischen Tage folgt,
trifft einsam den mannlichen Grafen;
wie viel auch die Mauer des Schlosses umschließt,
sie alle liegen und schlafen.
Da naht in der Stunde der Mitternacht,
vom Glanze des Himmels umstrahlet,
ein liebliches Wesen, halb Jungfrau, halb Kind,
das schöner kein Künstler wol malet.

Wie Sterne funkelt sein Augenpaar
und Anmuth verkündet sein Wesen;
es war ein Engel, des Conterfei wir
in alten Chroniken lesen. —
Der tritt vor den staunenden Friedrich hin
und schauet ihn an voll Milde;
nicht oft sieht man so die männliche Kraft
mit Anmuth vereinigt im Bilde.

«Vernimm, eh' du scheidest, mein tapferer Held,
«was dir jetzt dein Schutzgeist verkündet:
«der nächste der Monde, der liebliche Mai,
«zu Kostnitz am Rheine dich findet.
«Dort setze dir freudig den Churhut auf's Haupt
«und bringe weiter zum Ziele;
«dort ist es, wo du zum Herrscher ernannt
«durch der Waffen blutige Spiele.

«Doch fehlt dir vielleicht zum fürstlichen Schmuck
«der Demant, Rubin und Smaragden?
«Es soll den äußerlich schimmernden Glanz
«kein edler König verachten!
«Denn wie die Sonne am himmlischen Haus
«im goldnen Gewande sich zeiget,
«so vor der Könige Herrlichkeit
«das Volk in Demuth sich neiget.

«Zum Abschied von deinem heimischen Herd
«nimm diesen Stein, dich zu schmücken.
«Es wird, -- bewahrst du ihn treu und wohl, —

«dein neuer Stand dich beglücken.» —
Er legt ihn darauf in des Grafen Hand,
und als dieser will plötzlich erkunden
den nächtlichen Geber so mild und zart,
da ist dieser plötzlich verschwunden.

Doch blitzt es hervor aus dem seltenen Stein
wie überirdische Gluthen,
es flammt, es leuchtet, es reget und braus't
wie silberne, krystallene Fluthen;
es flackert empor wie das Sternenlicht,
es glüht wie die Sonne allmächtig;
es schimmert, es leuchtet wie Farbengluth,
als ein Regenbogen so prächtig.

Und als der neue Morgen erwacht,
da sind die Strahlen verschwunden;
es liegt der Stein so farbenlos da,
wie mit nächtlichem Flor umwunden;
doch legt ihn der Graf in die Truhe hinein,
es soll der Stein ihn geleiten
hinauf und hinab den mächtigen Rhein,
in wilde und krieg'rische Zeiten.

So flieget vorüber nun Tag an Tag,
und Wochen und Monde entschwinden;
an dem Havelstrom in düsterer Nacht
da werdet den Fürsten ihr finden.
Jetzt geht es entlang auf der Siegesbahn:
die Feinde sind alle bezwungen,

und auch zu dem schwer gedrückten Berlin
ist die Kunde vom Retter gedrungen.

«Komm', Fürst und Retter! komm'! ziehe ein!
«wir Alle auf Hülfe ja hoffen;
«komm', Vater! die Kinder, sie warten dein;
«die Herzen, sie stehen dir offen!» —
Hell von den Thürmen erklingt das Geläut,
und mächtig ist das Verlangen,
im Fürstenhause der Stadt Berlin
den wackeren Herrn zu empfangen.

Und als der Page den Fürsten geschmückt
und den stattlichen Churhut ihm reichet,
da sieht man den Knaben plötzlich erschreckt
und die glühende Wange erbleichet:
«Ach, gnädiger Churfürst, erbarmet euch!
«ich bin zum Unglück geboren!
«denn aus der Demanten köstlichem Schmuck
«ging der größte schmählich verloren.» —

«Nur stille!» — begann mit Ruhe der Fürst, —
«daß nicht Weiber im Männerrock es hören;
«die fabeln uns sonst von Jammer und Noth
«und könnten das Volk mir bethören.
«Herbei einen anderen Edelstein!
«den fügen wir in die Lücke hinein!
«so laßt uns das Unglück verdecken,
«statt den Aberglauben zu wecken.» —

Und kaum hat der Stein, von Geisterhand
den Hohenzollern gespendet,
den Churhut berührt, da sitzt er so fest,
daß Keiner ihn drehet noch wendet.
Doch der Wunder größtes begiebt sich wol,
als der Fürst nun dem Volke sich zeiget
und rings umher, so Ritter als Knecht,
und Bürger und Bauer sich neiget.

«Heil dir, du Herrscher von Brandenburg!
«von dir aus strahlet die Sonne!
«du führst uns kühn durch Gefahren hin
«zu eitel Liebe und Wonne.
«Du bist dem Lande ein Talisman,
«so sey uns denn herzlich willkommen!» —
Herr Friedrich schauet den Edelstein an,
so seltsam ihm überkommen.

Er birgt ihn darauf an sicherm Ort
und weiß ihn wohl zu behüten:
es ist ja der Fürsten schirmender Hort,
durch den sie so mächtig gebieten.
Er weilet beim hohenzoller'schen Stamm
und erbet vom Vater zum Sohne,
ein wunderspendender Talisman
in der brandenburgischen Krone.

So jubelt denn auf mit Sang und Klang:
der wackere Schutzgeist soll leben!
und alle Fürsten, die treu ihm gefolgt,

in langer Reihe daneben!
Denn wisset, der mächtige Edelstein,
der Allen giebet die Weihe,
der blitzet wie Gold und wie Sternenschein,
ist Volkesliebe und Treue.

Denn wo der König den Bürger ehrt,
da ehren die Bürger ihn wieder,
und wo der Herrscher ein Vater ist,
da sind die Völker wie Brüder. —
Glück auf! so ist's an der Havel, am Rhein,
auf der Weichsel und Memel stimmen sie ein,
wenn wir Alle uns freudig erheben
und rufen: «Der König soll leben!» —

H. Schmidt.

Anmerkung. Diese Legende bezieht sich auf die Geschichte der auf dem alten Bergschlosse Hohenzollern in Schwaben ihren Sitz habenden Familie gleiches Namens, von welcher die königl. preußische Dynastie herstammt. Der älteste bekannte Ahnherr war Thassilo Graf von Zollern.

9.

Der Bischof und die Katze in Merseburg.

Im Schlosse zu Merseburg befindet sich ein Bild, welches einen Bischof mit seiner schwarzen Katze vorstellt, desgleichen ein zugemauertes Fenster, und unweit der Stadt ein Berg, der den Namen Katzenberg führt. Von diesen drei Gegenständen berichtet uns die Sage Folgendes:

Der Bischof Michael in Merseburg hatte eine solche Vorliebe für die Katzen, daß er sich deren eine große Menge und von allen Farben hielt und sich von ihnen auf seinen Spaziergängen begleiten ließ. Eines Tages reis'te er nach Magdeburg und hörte in dem nächsten Walde ein ganz seltsames Geräusch, und entdeckte endlich eine große Menge Katzen auf einem kleinen Berge versammelt, der daher noch bis heute der Katzenberg heißt. Diese Katzengesellschaft machte ihm so viel Vergnügen, daß er den Wagen halten ließ, eine Zeit lang ihrem Treiben zusah und endlich scherzend ihnen zurief: Seyd ihr hier alle versammelt? fehlt keine?

Alle, antwortete ihm ein alter Kater, bis auf die Katze des Bischofs, die wir noch erwarten. Als der Bischof von seiner Reise zurückgekehrt war, lockte er seine schwarze Katze, die er ihrer seltsamen Sprünge und Kunststücke wegen gern um sich hatte, zu sich, streichelte sie und erzählte ihr, was er auf dem Berge gesehen, und fragte sie, warum sie nicht Theil an der großen Katzenversammlung genommen habe? Auf diese Rede fuhr die Katze mit wildem, widrigem Geschrei zum Fenster hinaus durch die Luft und kehrte nie wieder zum Bischof zurück.

Eine frühere Sage erzählt, daß Thilo von Trotta, der Erbauer des Schlosses, einst einen Boten auf den Harz gesendet habe. Dieser erzählte bei seiner Rückkunft, daß er in der Nacht vor dem ersten Mai auf einem Baume des Blocksberges zwei Katzen gesehen habe, die gegen einander geäußert hätten, daß sie längst oben zum Tanze seyn könnten, wenn Thilo's Katze nicht so lange auf sich warten ließe. Auf diesen Bericht des Boten hob Thilo drohend die Hand gegen seine Katze, die neben ihm auf dem Stuhle saß, und sagte halb ernst, halb scherzend: Ei, ei, muß ich solche Dinge von dir hören! Noch hatte Thilo seine Worte nicht geendet, als die Katze mit einem Sprunge durch's Fenster fuhr und einen abscheulichen Geruch hinterließ. Sie kehrte nie wieder zurück, und Thilo ließ das Fenster vermauern.

10.

Schäfer, Knecht und Hund

am Dome in Magdeburg.

An dessen westlicher Seite sieht man einen Schäfer mit seinem Knechte und Hunde in Stein gehauen. Der Schäfer ist dargestellt, wie er andächtig zum Thurme aufschaut. Diese Bildnerei soll der Erzbischof Albert, der die Domkirche zu bauen anfing, als ein dankbares Andenken haben fertigen lassen. Es saß nämlich, erzählt die Sage, einst ein armer Schäfer unweit der Stadt auf einem Steine und verzehrte sein kärgliches Mahl. Der Hund, bereits mit seinen Brocken fertig, gewahrt eine Maus, die unter dem Steine hervorkam. Er verfolgte sie und grub ihr, wo sie in die Erde fuhr, hastig nach. Der Hirt sah ihm zu und bemerkte in der aufgewühlten Erde einige Goldstücke. Dieß veranlaßte ihn weiter nachzugraben, und er fand — einen großen Schatz, den er, genügsam und redlich, dem Erzbischofe zum Baue der Domkirche schenkte.

11.

Burg Rolandseck und Ritter Toggenburg.

Hoch auf einem Berge, am Ufer des herrlichen Rheinstromes, liegen die Trümmer der Burg Rolandseck, einst der Wohnsitz des mächtigen Ritters Roland, des Neffen Karl's. Der Ritter, so lautet nämlich die einfache Sage, mußte in den Krieg, gerieth da auf längere Zeit in Gefangenschaft und dieß gab Veranlassung, daß die falsche Kunde seines Todes zu seiner zurückgelassenen Braut kam, welche sich dadurch bewogen fand, das der Burg Rolandseck gegenüber auf einer Insel gelegene Kloster Nonnenwerth zu ihrem Wohnsitz zu erwählen. Als der Ritter zurückkehrte, war aus der irdischen Braut bereits eine himmlische geworden, sie hatte den Schleier genommen und war so auf ewig dem treuen Geliebten verloren. Der Schmerz Roland's hierüber spricht sich in unsers Schiller's trefflicher Ballade «Ritter Toggenburg» so rührend aus, daß diese selbst hier ihren Platz finden möge. Andere versetzen den Schauplatz dieser Sage nach Tyrol, in die Nähe des Klosters Wolkenwiegt; noch Andere nach dem Kloster Fischingen. Diesen Letztern folgt auch Simrock in seiner gemüthlichen, von Obigem etwas abweichenden Rheinsage «Itha von Toggenburg», welche er

gleichsam als Einleitung zur Schiller'schen Ballade giebt, und die daher als solche und zum bessern Verständniß derselben hier ebenfalls stehen möge.

Itha von Toggenburg.

«Wem hast du den Ring gegeben?
die so züchtig schien!
An des Jägers Finger eben,
Falsche, sah ich ihn.
Den Verräther schleiften Pferde
nieder in sein Grab;
daß die Schmach gerochen werde,
sollst auch du hinab.»

Reden will die Gräfin, wenden
schimpflichen Verdacht.
Zornesflammen ihn verblenden,
hat des Worts nicht Acht;
hebt sie auf mit starkem Arme,
von dem hohen Saal
stürzt der Wütherich die Arme
tief in's tiefe Thal.

Gute Geister schweben nieder
aus des Himmels Zelt,
spreiten himmlisches Gefieder,
daß sie sanfter fällt,
betten ihr auf weichem Moose,
und erwacht sie jetzt,

ruht die Reine, Fleckenlose
heil und unverletzt.

«Gnade deiner Magd erwiesen
hast du, süßer Christ,
nimmer wird es ausgepriesen,
wie du gnädig bist.
Heiligend zu neuem Bunde
lad't der Gnade Schein:
dir von dieser Schreckensstunde
leb' ich, Herr, allein.»

Wo sich Ranken dicht verstricken
bei des Adlers Horst,
birgt sie vor der Menschen Blicken
sich im tiefen Forst:
nährt den Leib von Waldeskräutern,
schöpft aus klarer Fluth,
sucht die Seele nur zu läutern
in der Andacht Gluth.

Baut ein Hüttchen dann von Zweigen,
deckt's mit Rinde rauh:
betend in der Wildniß Schweigen
kniet die heil'ge Frau.
Hat in Kreuzesform verbunden
sich zwei Stäbe Holz,
wunderbare Lust empfunden,
wenn das Herz ihr schmolz.

Wollt' es dann nicht länger tagen,
helles Licht herbei
bracht' ein Edelhirsch getragen
zwischen dem Geweih.
Und so saß sie viele Tage,
saß viel Jahre lang
lauschend ohne Schmerz und Klage
himmlischem Gesang.

Doch des Grafen Herz durchschnitten
scharfe Zweifel oft,
ohne Schuld hat sie gelitten
fürchtet er und hofft.
Spät verhört er seine Leute,
allzu spät fürwahr
wird dem Toggenburger heute
Itha's Unschuld klar.

Jenen Ring, des Bräut'gams Gabe,
glänzend war sein Schein,
diebisch haschend trug ein Rabe
ihn vom Fensterstein,
hielt das leuchtende Geschmeide
froh im Schnabel fest;
seine Jungen spielten beide
gern damit im Nest.

Zogen Jäger d'rauf im Walde
streifend da vorbei,

hört der Eine bei der Halde
flücker Raben Schrei,
sieht den Ring im Netze blitzen,
schiebt ihn an die Hand,
froh das Kleinod zu besitzen
kommt er heim gerannt.

Tückisch lauschen grimme Strafen
seiner Goldlust dort;
aber schwer gereut den Grafen
bald der Doppelmord.
Nächtlich fährt er aus dem Schlummer,
träumt bei hellem Tag;
da vernimmt er, was den Kummer
wohl besänft'gen mag.

«Nicht gestorben ist die Reine,
im verwachs'nen Wald
vor dem Kreuze knieet eine
selige Gestalt.
Manche würden sie nicht kennen,
ach, ihr schwand der Leib,
doch ich weiß sie dir zu nennen:
Itha ist's, dein Weib!»

Neubelebt, sie zu begrüßen,
stürzt der Graf hinzu,
knieet nieder ihr zu Füßen,
flehet: «Heil'ge du,
unwerth bin ich zu berühren

deines Kleides Saum,
dir zu richten muß gebühren —
und ich hoffe kaum.

«Kannst du dennoch mir vergeben,
(selig ist Verzeih'n,)
als dein Diener will ich leben,
will dein Knecht nur seyn.
Ja, ich les' in deinen Augen,
daß du mild vergiebst;
aber, soll mir Gnade taugen,
sprich, ob du mich liebst?»

Der tiefgekränkten aber verzeihenden Gattin Unschuld ist nun anerkannt, sie kehrt jedoch nicht wieder zu dem schwer bereuenden Gatten zurück, und auch selbst ein Zug des Ritters gegen die Ungläubigen, um Buße zu thun und Ruhe zu gewinnen, erfüllt seinen Zweck nicht; denn die Neigung zu der unschuldig gemißhandelten Gattin und die Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit derselben nimmt nur mehr und mehr zu, nicht länger als ein Jahr hält er es aus in der Ferne, dann kehrt er zurück voll Hoffnung, wieder zum Besitz der Gattin zu gelangen; doch sie hat während der Zeit den Schleier genommen und so sich von ihm auf ewig getrennt. Nur die Liebe einer Schwester kann sie ihm fortan gewähren, denn nicht mehr irdische Liebe umfaßt ihr Herz, der himmlischen allein hat es sich zugewendet.

Ritter Toggenburg.

«Ritter, treue Schwesterliebe
widmet euch dieß Herz;

fordert keine and're Liebe,
denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich euch erscheinen,
ruhig gehen seh'n.
Eurer Augen stilles Weinen
kann ich nicht versteh'n.»

Und er hört's mit stummem Harme,
reißt sich blutend los,
preßt sie heftig in die Arme,
schwingt sich auf sein Roß;
schickt zu seinen Mannen allen
in dem Lande Schweiz,
nach dem heil'gen Grab sie wallen,
auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
durch der Helden Arm,
ihres Helmes Büsche wehen
in der Feinde Schwarm,
und des Toggenburgers Name
schreckt den Muselmann:
doch das Herz von seinem Grame
nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
trägt's nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen
und verläßt das Heer.
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,

das die Segel bläht,
schiffet heim zum theuren Lande,
wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
klopft der Pilger an,
ach! und mit dem Donnerworte
wird sie aufgethan:
«Die ihr suchet trägt den Schleier,
ist des Himmels Braut;
gestern war der Tag der Feier,
der sie Gott getraut.»

Da verlässet er auf immer
seiner Väter Schloß,
seine Waffen sieht er nimmer,
noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
steigt er unbekannt,
denn es deckt die edlen Glieder
härenes Gewand.

Und er baut sich eine Hütte,
jener Gegend nah,
wo das Kloster aus der Mitte
düst'rer Linden sah;
harrend von des Morgens Lichte
bis zum Abendschein,
stille Hoffnung im Gesichte,
saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
blickte stundenlang
nach dem Fenster seiner Lieben,
bis das Fenster klang,
bis die Liebliche sich zeigte,
bis das theure Bild
sich in's Thal herunter neigte
ruhig, engelmild.

Und dann legt' er froh sich nieder,
schlief getröstet ein,
still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde seyn.
Und so saß er viele Tage,
saß viel Jahre lang,
harrend ohne Schmerz und Klage,
bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
bis das theure Bild
sich in's Thal herunter neigte
ruhig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
eines Morgens da,
nach dem Fenster noch das bleiche,
stille Antlitz sah.

12.

Die Glocke in Großmöringen

bei

Stendal.

Auf der wüsten Feldmark Cobbelake oder Kobla sind noch die Grundmauern von der Kirche des ehemaligen Dorfes zu sehen. An ihnen wühlte eine Sau ein Loch und warf darin ihre Jungen. Der Hirt untersuchte das Loch genauer und entdeckte, daß es das Innere eines großen Kessels sey, worüber er sich ungemein freute. Er machte sich sogleich an die Ausgrabung desselben und fand statt des Kessels eine sehr schöne Glocke, auf deren Besitz sogleich die Domgemeinde in Stendal Anspruch machte, zu ihrer Abholung sie einen besondern Wagen bauen und mit sechzehn Pferden bespannen ließ. Aber aller Mühe und Anstrengung ungeachtet konnte das Stendal'sche Gespann sie nicht von der Stelle rücken. Da traten die Bauern in Großmöringen zusammen, spannten nur acht Pferde vor die Glocke und — jagten mit ihr nach dem Dorfe zu, wo sie aufgehängt wurde. Neidisch darüber behaupteten die Stendaler, der Ton dieser Glocke sey so stark, daß

sie davon getäuscht würden und glaubten, es läute in ihrer St. Nikolaikirche. Obwohl nun dieß, da beide Orte zwei Stunden von einander entfernt waren, nicht möglich seyn konnte, so mußten dennoch die Groß-Möringer in ihrem Thurme die nach Stendal hinweisenden Schalllöcher fast ganz zumauern lassen. Später ist diese Glocke nach Magdeburg verkauft worden.

13.

Das Marienbild am Schlosse

in

Marienburg.

Wladislaus II., König von Polen, belagerte, mit Litthauern und Tartaren verbündet, die Veste Marienburg in Preußen, welche der Comthur des deutschen Ordens Heinrich von Plauen nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg sehr tapfer vertheidigte. Da er aber auch gegen Verrätherei zu kämpfen hatte und

das Land umher, von den Feinden jämmerlich verwüstet wurde, begab er sich nach erhaltenem sicheren Geleite in das Lager des Königs und bot ihm, um Friede zu erhalten, mehrere Provinzen. Stolz erwiederte der König, daß diese schon die seinigen seyen. Ganz Preußen müsse er besitzen und der Orden mit dem Statthalter kommen und ihn um Gnade anflehen, dann wolle er Friede machen. Diese übermüthige Aeußerung des Königs empörte das Gemüth Heinrich's und er erwiederte, daß er nun mit der Ueberzeugung zurückkehre, Gott und die heilige Jungfrau werde dem Orden Hülfe bringen und der König Marienburg nimmer erobern. Die heilige Jungfrau soll euch nicht retten, rief frevelnd ein Büchsenmeister, der Heinrich's Aeußerung gehört hatte, und richtete ein Geschütz auf das kunstreiche Marienbild, das in einer Mauerblende des Schlosses stand. Er brannte es ab, aber es zersprang und tödtete außer vielen Kriegsleuten auch den Heerführer der Tartaren. Durch diesen Unfall ließ sich ein anderer Büchsenmeister nicht abschrecken, ebenfalls nach dem Marienbilde zu schießen, und dieser — erblindete. Von der Zeit an gestalteten sich die Umstände immer mehr und mehr zum Vortheil der Belagerten, und der erst übermüthige Polenkönig mußte nach einer achtwöchentlichen Belagerung kleinmüthig wieder von Marienburg abziehen.

14.

Der Edelacker

bei

Freiburg.

I.

Herr Ludwig, Graf vom Thüringerland,
ritt jagen im grünen Walde;
da irrt er umher, der Pfad verschwand,
die Nacht ereilt ihn zu balde.

Fern lud ihn ein gastliches Feuer ein,
er ging in die Ruhle zum Hammer:
«Gastirt mich heut, lieber Meister mein,
und gönnt mir Imbiß und Kammer.»

Der Fürst ging in einem groben Kleid,
d'rum war das Männlein 'was träger!
«Erst sagt mir, Bursche, wer ihr denn seyd?» —
Ich bin des Landgrafen Jäger!

«Pfui! redet mir von dem Grafen nicht,
das Maul läuft über vor Aerger;
Herberge hab' ich und Erbsengericht,
fehlt nur der Johannisberger!»

Herr Ludwig trat ein und trank und aß,
in den Schuppen ging er zu schlafen,
der Schmied aber schwang ohn' Unterlaß
den Hammer und schwatzte vom Grafen.

Und wann er schlug, dann sang er im Bart
für Ludewig schreckliche Weisen:
«O werde hart, werde hart, werde hart,
o Landgraf, so wie dieß Eisen!

«Wol treiben der Graf und die Jäger fein
in's Garn die Wölfe und Füchse,
indessen treiben die Amtmännlein
in die Beutel die rothen Füchse.

«Und Ludwig bleibt dabei so zart,
mag tadeln nicht und verweisen,
o werde hart, werde hart, werde hart,
o Landgraf, so wie dieß Eisen!»

Und was der Schmied so sprach und sang
zu Thüringens Nutz und Frommen,
hat Ludwig, dem's zu Ohren drang,
zu Herzen still genommen.

II.

Bald Ludwig zog zu Naumburg ein
über Berg und Thal und Auen,
thät just am Weg ein Bäuerlein
im Schweiß das Feld bebauen.

«Ach Herr, erbarmt euch meiner Noth,
hab' zu Hause Frau und Kinder,
wild haben die Edelleut' gedroht,
zu pfänden mir Hütt' und Rinder.»

Herrn Ludwig fuhr's durch Bein und Mark,
ging flugs zu den Edelleuten:
«So viel hat wie ein Ritter stark
der Bauer auch zu bedeuten.»

Er nahm sie fort zu Feld und Pflug
auf einen steinigten Acker;
wo jüngst der Ritter den Bauer schlug,
hieb er nun die Ritter so wacker.

Am Pflug spannt er die Junker zu vier,
die zogen, er trieb mit der Geißel,
gerad' als hieb auf lust'gem Revier
mit der Peitsch' er springende Kreisel.

Geackert wurden da manche Furch',
manch' blutige Striemen und Narben:
«Wo der Boden gelockert durch und durch,
da gedeihen nur volle Garben!»

Herr Ludwig spricht es und kehret heim
gen Naumburg hin, an der Saale;
da scholl zum Lobe so mancher Reim
dem eisernen Grafen beim Male.

A. Böttcher.

15.

Das Nachtgesicht
in
Rathenau.

In der aus früherer Zeit berühmten Stadt Rathenau in der Altmark lebte einst eine fromme Bürgerin, die nicht leicht einen Gottesdienst zu versäumen pflegte. Dieser däucht es eines Morgens, als ob man zur Frühmetten läute; sie steht auf und eilt in die Kirche, die sie schon so überfüllt findet, daß ihr kaum ein Plätzchen bleibt, aber — was sie mit Staunen und Schaudern erfüllt — lauter fremde, unbekannte Perso-

nen; selbst die Priester und Mönche am Altare hat sie noch nie gesehen. Der Gesang beginnt, aber sie versteht nicht, was man singt; es tritt ein Prediger auf die Kanzel, aber auch dessen Sprache ist ihr ganz unverständlich. Endlich sieht sie neben sich eine Person, die ihr wohl bekannt, aber bereits seit vielen Jahren gestorben ist. Da läuft es ihr eiskalt über die Haut und sie zittert, als diese bekannte Person ihr in's Ohr sagt, daß sie sich bald aus der Kirche entfernen müsse, wenn sie nicht Unheil haben wolle; und die Bürgersfrau wankt, so schnell es ihr die Angst und Furcht gestattet, hinaus, und im Augenblick schlägt das Thor mit fürchterlichem Gerassel hinter ihr zu.

Darauf entdeckt sie ihrem Beichtvater das Nachtgesicht, und dieser verspricht, wenn sie noch einmal zur Frühmetten läuten höre, mit ihr zu gehen. Sie hörte es noch einmal, und der Geistliche geht mit ihr in die Kirche, die sie erleuchtet und mit Personen angefüllt finden, die alle in fremdartiger Tracht gehen. Ein Mönch besteigt die Kanzel, darüber spricht der Geistliche zu der Bürgerin einige Worte, und im Nu ist Alles — verschwunden und dichte Finsterniß.

16.

Der Schlosser

auf

Kynsberg in Schlesien.

In dem für Preußen so glorreich geendeten siebenjährigen Kriege kamen östreichische Krieger auch in das Weisstritzthal, und die Offiziere wollten das Innere der alten Burg Kynsberg, die man auch, aber fälschlich, Königsberg nannte, besehen. Der Besitzer mit seiner Familie war der Sicherheit wegen schon längst abgereist, und nur einige Beamte desselben weilten noch in der Burg, und diese kamen den einziehenden feindlichen Soldaten entgegen. Die Offiziere fragten, wer hier Amtmann oder Burgverwalter sey, und als dieser sich gemeldet, befahlen sie ihm, alle Thüren zu öffnen, indem sie sich überall umsehen wollten, aber a l l e Thüren, wiederholten sie. Der Burgvoigt versprach dem Befehle nachzukommen, so weit es ihm möglich sey, indem zu einigen Gemächern die Schlüssel schon seit vielen Jahren verloren gegangen wären. Elende Entschuldigung, herrschte ihn der vornehmste Offizier an; laßt den Schlosser holen, indeß wollen wir die andern Theile der Burg besehen.

Der Schlosser erschien und machte sich rasch daran, mehrere verschlossene Thüren mit geschickter Hand zu öffnen; denn Soldatenbefehle fordern schnellen Gehorsam. Endlich kam er auch an eine schmale eiserne Thüre, an der er erst einige Schlüssel versuchte, aber in der Meinung, daß ihm die Oeffnung dieser Thüre kaum gelingen werde. Um so erschrockener prallte er zurück, als die alte, verrostete Thüre plötzlich von sich selbst aus dem Schlosse sprang; aber der Gedanke, einer großen Mühe überhoben zu seyn, ließ ihn nicht außer Fassung kommen und verleitete ihn sogar zur Neugierde, in das dunkle Gemach einzutreten. Da erblickte er drei alte Männer in langen Kleidern und mit weißen Bärten, die bis auf die Kniee reichten und die ganze Brust bedeckten. Sie saßen an einem Tische, auf dem ein großes, aufgeschlagenes Buch lag, und richteten ihre stieren Augen auf — den Schlosser. Dieser, sonst ein beherzter Mann, erschrak so, daß er sich an allen Gliedern gelähmt fühlte und den hohlen Geisterblick, der in dem dunkeln Gemache grausenhaft funkelte, nicht zu ertragen vermochte. Von Schweiß triefend ermannte er sich wieder so weit, daß er mit einigen wankenden Tritten das Gemach verlassen konnte. Kaum hatte er den Fuß von dessen Schwelle, als die alte Thüre mit gräßlichem Krachen wieder in das Schloß flog. Hu, hu, hu, schüttelte sich der Schlosser vor Entsetzen und er lief, als ob ihn die Geister jagten, nach seiner Wohnung am Fuße des Berges, wo er wochenlang krank das Bette hüten mußte. Als er später in Gesellschaft mehrerer beherzter Personen die Thüre zeigen sollte, konnte er sie nirgends finden.

17.

Das Kind bei den Schätzen

auf

Karpenstein in der Grafschaft Glatz.

Die Burg Karpenstein, welche lange Raubrittern zum Aufenthalte gedient hatte, wurde 1513 erobert und zerstört. Unter ihren Ruinen sollen große Schätze verborgen liegen und die dazu führende Thüre nur von 12 bis 1 Uhr in der Christnacht offen stehen. Eine sehr arme Witwe aus einem nahen Dorfe wollte einmal diese Gelegenheit benutzen, um sich von ihrer drückenden Armuth zu befreien. In der nächsten Christnacht, als die übrigen Dorfbewohner sich nach katholischem Gebrauche mit dem Schlage der zwölften Mitternachtsstunde in die Kirche begeben hatten, ging sie mit ihrem einjährigen Söhnchen, das sie daheim nicht allein und ohne Aufsicht lassen wollte, auf dem Arme, eilend zu den Ruinen des Karpensteins, wo sie sehr bald eine halb offene Thüre entdeckte. Sie trat ein und kam in einen Gang, der sie zu einem Gewölbe führte, das auf eine wundervoll zauberische Weise erleuchtet und auf dessen Boden Gold und köstlicher Schmuck in großen Haufen aufgeschichtet war. Ueber-

rascht von diesem ihr noch nie gewordenen Anblicke setzte sie ihr Kind bei einem Goldhaufen nieder und begann nun ihre Taschen und Schürze theils mit Gold, theils mit Kleinodien zu füllen. Aber so sehr sie auch damit eilte, war sie doch noch nicht fertig, als eine Uhr die erste Stunde schlug. Sie hörte es, aber zugleich auch das Knarren der Thüre des Eingangs, und eilte, um nicht eingeschlossen zu werden, so sehr es ihr die Schwere des Goldes und der Kostbarkeiten erlaubte. Sie erreichte glücklich das Freie und hinter ihrem Fußtritte schlug die Thüre mit großem Geräusche zu. Wie froh war sie im ersten Augenblicke, sich im Besitz so großer Reichthümer und mit ihnen in Freiheit zu sehen! Aber vor Schreck erstarrte sie im zweiten, denn sie hatte — ihr Kind in dem Gewölbe sitzen lassen. Sie sank bewußtlos zu Boden. Als die kühle Luft des nahen Morgens sie wieder zur Besinnung brachte, war die Thüre nicht mehr zu sehen und so auch das Kind — verloren, für welches die erlangten Schätze der Mutter nur ein sehr dürftiger Ersatz waren, den sie nun gern wieder für ihr Kind hingegeben hätte. Nur ein Trost, ein trauriger Trost blieb ihr, nämlich in der nächsten Christnacht, wo die Ruine sich wieder öffnen würde, die Gebeine ihres Kindes zu finden und sie dann christlich zu beerdigen. Unter Jammern und Schluchzen verging das Jahr, die Christnacht kam, die zwölfte Stunde schlug und die Mutter stand bei der Ruine. Schneller als das erste Mal entdeckte sie die Thüre zu dem verhängnißvollen Gewölbe und überschritt die Schwelle mit kaltem Schauer und sah, wenige Schritte vom Eingange entfernt, ihr Kind

da, wo sie es hingesetzt hatte, — wohlbehalten mit einem großen schönen Apfel spielen und ihr denselben lächelnd entgegenhalten. Dießmal ließ die Mutter alle Schätze unbeachtet, nahm in sprachloser Entzückung ihr Söhnchen auf den Arm und eilte mit ihm nach Hause. Noch leuchteten die Fenster der Kirche von dem tausendfachen Lichte der Christmetten, und aus den offenen Thüren schallte noch der Gesang der andächtigen Menge, aus dem der glücklichen Mutter nur die Worte: «Engel im Himmel» deutlich in's Ohr tönten. Ja, rief sie, ihren Sohn fester an ihre Brust drückend, der Kinder Engel sehen des Vaters Angesicht im Himmel!

18.

Der verzauberte Kaiser

im

Kyffhäuser.

Der alte Barbarosse,
der Kaiser Friederich,
im unterird'schen Schlosse
hält er verzaubert sich

Er ist niemals gestorben,
er lebt darin noch jetzt;
er hat im Schloß verborgen
zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
des Reiches Herrlichkeit,
und wird einst wiederkommen
mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
darauf der Kaiser sitzt,
der Tisch ist marmelsteinern,
worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
er ist von Feuersgluth,
ist durch den Tisch gewachsen,
worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt, als wie im Traume,
sein Aug' halb offen zwinkt,
und je nach langem Raume
er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
« Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
und sieh', ob noch die Raben
herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
noch fliegen immerdar,
so muß ich auch noch schlafen
verzaubert hundert Jahr.»

J. Fr. Rückert.

19.

Das Brautpaar
im
Kyffhäuser.*)

Vom Kyffhäuser, vom Kyffhäuser
klingt ein wunderliches Mährchen,
wie des Barbarossa Tochter
einst beglückt ein Liebespärchen.

In Tilleda, in Tilleda
wohnte bei der Armuth Liebe,
wohnte Treue bei dem Mangel,
Dürftigkeit bei reinem Triebe.

*) vergl. II, S. 254.

Zu der Hochzeit, zu der Hochzeit
waren schon geladen Gäste.
Ungeladen kam die Sorge
schon am Tage vor dem Feste.

Zu dem Brautpaar, zu dem Brautpaar
sprach die Sorge: «Habt ihr Teller?
habt ihr Töpfe, Schüsseln, Kessel?
habt ihr Flaschen auch im Keller?»

«Nichts von Allem, nichts von Allem!»
spricht das Liebespaar und klaget:
«Hausrath müssen wir entrathen,
weil ihn Armuth uns versaget.»

«Zum Kyffhäuser, zum Kyffhäuser» —
sprach die Mutter, «müßt ihr gehen!
Die verzauberte Prinzessin
kommt dann wohl, euch beizustehen.»

Vor der Pforte, vor der Pforte
der zertrümmerten Kapelle
steht die schöne Kaisertochter
huldreich lächelnd auf der Schwelle.

Die Prinzessin, die Prinzessin
winkt herbei die Liebesleutchen,
und es nahet ihr der Bräut'gam,
an der Hand sein blödes Bräutchen.

Im Kyffhäuser, im Kyffhäuser
sind sie Beide, sind geblendet
von dem Glanz, der rings verbreitet,
wo das Auge hin sich wendet.

Hell vom Golde, hell vom Golde
sehen sie die Wände blitzen,
sehen auf dem hohen Throne
still den alten Kaiser sitzen.

Die Prinzessin, die Prinzessin
reichet Speise, reicht Getränke;
Zwerge bringen schönen Hausrath
den Verlobten zum Geschenke.

Nun nach Hause, nun nach Hause
wenden sie die Schritte dankend;
steigen nieder vom Kyffhäuser,
unter schweren Lasten wankend.

Nach Tilleda, nach Tilleda
schreiten die Beglückten nieder.
Doch da starrt ihr Blick — sie kennen
ihren Heimathort nicht wieder.

And're Häuser, and're Häuser,
and're Menschen, and're Trachten
sah ihr Aug', und Kinderschaaren,
die sie spottend laut verlachten.

Sieh, ein Pastor, sieh, ein Pastor
wandelt ernsthaft durch die Menge,
die sich um die Beiden sammelt,
und entführt sie dem Gedränge.

«Woher kommt ihr? woher kommt ihr?
sagt es mir, ihr lieben Leute!»
Und sie sprachen: «Vom Kyffhäuser, —
sind im Berg gewesen heute.»

Und der Pfarrer, und der Pfarrer
ruft herbei den Freund, den Küster,
und mit ihm durchforscht er emsig
ein gebräuntes Taufregister.

Und der Pfarrer, und der Pfarrer
blickt das Brautpaar an verwundert.
«Waret ihr im Berg» — so ruft er,
«war't ihr drinnen — ein Jahrhundert!»

In dem Kirchbuch, in dem Kirchbuch
läßt er sie die Namen lesen.
Was sie schwer vom Berg getragen,
war der Jahre Last gewesen.

Bechstein.

20.

Das Hummelschloß

bei

Glatz

in Schlesien soll ein gewisser Hömole schon zu Anfang des 9. Jahrhunderts erbaut haben, um von da aus den häufigen Räubereien in der Gegend zu wehren, und deshalb der Burg den Namen Landsfriede gegeben haben. In den spätern Zeiten aber war es, seiner Bestimmung ganz entgegen, ein Raubschloß geworden, in dessen Nähe man getödtete und zerfleischte Menschen fand. Daran knüpft sich folgende Sage.

Einer der spätern Burgbesitzer, stolz auf den Ruhm, den er von seinen Ahnen geerbt hatte, lebte in einer ununterbrochenen Schwelgerei und zeigte dabei einen Uebermuth, der Alles um sich her verachtete, dem Nichts ehrwürdig und heilig dünkte. So reich er auch war, mußte doch ein solches Leben seine Güter verzehren. Dieß sah seine eheliche Hausfrau und grämte sich im Stillen über den Verfall ihrer Ehre, ihres Hauses. Sie warnte, sie bat ihn flehentlich, seine Lebensweise zu ändern, aber — vergeblich, und man argwöhnt, daß der Ritter, um

ihrer Klagen, Vorwürfe und Thränen ledig zu werden, ihren Tod heimlich herbeigeführt habe. An ihrem Grabe weinten unmündige Kinder, die in der Mutter ihre Freundin und fromme Erzieherin verloren hatten! Was diese längst gefürchtet hatte, ereignete sich nur zu bald, nämlich gänzliche Verarmung des Ritters.

Die Räuber, schon lange nicht mehr von der Burg aus in ihren Unthaten gestört, trieben ihre Plackereien jetzt offener und frecher und vermehrten sich so, daß die Gegend weit umher für reisende Kaufleute und Wanderer ganz unsicher wurde. Der Ritter hörte von der reichen Beute, die sie täglich machten, und — so tief war er gesunken — trat mit ihnen in Bund, stand ihnen anfangs heimlich bei, und nach kurzer Zeit ließ er sich sogar öffentlich den Raubgraf nennen. Bei dieser Lasterhaftigkeit des Vaters war es kein Wunder, wenn die Kinder, wie er, zügellos, habsüchtig und gottlos wurden. Niemand unterrichtete und bildete sie und sie vertrieben sich ihre Langeweile damit, daß sie auf der Thurmwarte nach den Reisenden lugten und ihr Erscheinen schnell dem Vater und seinen Genossen anzeigten, daß diese eilen und sie berauben konnten. Wer sich wehrte und sein Eigenthum vertheidigte, ward erschlagen.

Einst kamen auf der Straße drei Wagen langsam hergefahren, welche sehr schwer zu seyn schienen. Auf diese stürzte sich die Rotte der Räuber und führte sie jubelnd auf die Burg, und hier konnte man es kaum erwarten, zu sehen, welche Schätze man erbeutet habe; am begierigsten waren die Kinder, um sich, nach ihrer gewohnten Weise, das Beste von der Beute auszusuchen.

Der Ritter wurde nicht Herr über den tollen Haufen; man schlug die kastenähnlichen Wagen auf und fand darin riesiggroße — geharnischte Männer, die sich schnell erhoben und ihre Schwerter zogen. Ueberrascht von Schreck fuhren die Räuber erst zurück, ergriffen aber bald ihre Waffen, um sich zu vertheidigen. Dabei überfiel sie neues Staunen; denn an den Harnischen und Helmen der Ritter zersplitterten ihre Speere, brachen ihre Schwerter wie Rohrhalme, und sie kamen bald zu der schrecklichen Erfahrung, daß sie es mit — gespenstischen Gestalten zu thun hatten. In das Kampfgewühl mischt sich das Schreien und Hülferufen der Kinder, die Mauern fangen an zu wanken, die Thurmzinnen stürzen unter die Schreienden; bald ist die ganze Burg ein qualmender Steinhaufen, und unter ihm die ganze sündige Rotte begraben.

Noch jetzt hört man auf den Ruinen, gleich dem Summen wilder Hummeln, der Räuber wildes Treiben, der Kinder Hülfeschreien und die Vorwürfe, welche sich die Erschlagenen wegen ihres Todes machen; daher sie nun den Namen Hummelschloß erhalten haben.

(Sollte geschichtlich der Name Hummel nicht eine verdorbene Aussprache des Namens Homole seyn?)

21.

Die Drachenburg

bei

Königswinter,

einer Stadt im Kreise Siegburg im Cölner Regierungsbezirk. Die Sage fällt in das erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung.

Vor grauer Zeit, als noch der Rhein
von Gallien — dem freundlich schönen Lande,
wo üppig wucherte der Weizen und der Wein,
und man den Gott der Christen kannte —
Germanen schied, die man mit Recht,
am Körper Riesen und an Sitten schlecht,
noch Heiden und Barbaren nannte —
geschah es oft, daß diese wilden Horden
auf leichten Planken fuhren über'n Rhein,
zu dringen in der Christen Gaue ein,
um da zu rauben und zu morden.
Sie raubten aber nicht bloß Geld und Vieh,
auch Menschen, jung und schön, entführten sie,

um dafür reiche Lösung zu erwerben.
Für welche solch' unmöglich war,
die mußten dienen, oder am Altar
als Opfer ihren finstern Göttern sterben!

In jener Zeit verbanden sich
zwei deutsche Fürsten, anzuschau'n
war Horsrik stark und männiglich,
und Rinbod schön, um in die Gau'n
jenseit des Rheins mit Heeresmacht zu fallen,
und bald
hört man in Schluchten, Berg und Wald
des Stieres Horn zum Aufbruch schallen!

Das Glück begünstigte den Räuberzug,
indem der Flöße viel in finstrer Nacht,
wo beutegierig nur der Uhu wacht,
der Rhein an's linke Ufer trug;
und bei des Morgens Nebelgrauen
drang in der Christen Haus die Flamme und das Schwert,
man plündert, mordet und verheert,
nur Brand und Blut ist überall zu schauen!

An Beute reich zog über'n Rhein
die Schaar zurück in ihre grausen Klüfte,
und zarter Jungfrau'n Hülfeschrei'n
verwehten ungehört des Morgens scharfe Lüfte!
Und kein' an Reiz und Schönheit kam
Maria gleich, aus mächtigem Geschlechte;
drum aus der Hand der rohen Knechte

in ihren Schutz das Führerpaar sie nahm,
und Beid' entbrannten bald in wilder Liebe
zu ihr, und wurden — nicht erhört,
damit sie treu dem Christenglauben bliebe
und ihrem Heiland, den sie freudig ehrt!

Was ihrem Fleh'n nicht will gelingen,
das soll, schwur Jeder, die Gewalt erringen,
und Jeder rüstet sich mit seinem Stamm zum Streit,
um durch die Waffen zu entscheiden,
wer wol von Beiden
sich des Alleinbesitzes dieser Jungfrau freut.

Da trat zu rechter Zeit,
eh' sich erhoben noch der Streit,
erzürnt ein Priester auf und sprach:
«Es wäre unerhörte Schmach,
wenn ihr um eine Jungfrau euch entzweitet,
die eure Wünsche nicht erhört!
Wer uns'rer Stämme Frieden stört,
und wessen Glaube mit dem unsern streitet,
der wird gegeben in des Drachen Krallen
und muß ein Opfer unsern Göttern fallen!»

Die Fürsten schweigen bei des Priesters Spruch,
denn ihm zu widerstreben brachte Fluch,
und sah'n mit Schmerz, wie nun Maria,
die Jeder gern besitzen wollte,
des Drachen Beute werden sollte!
Dem Lagerplatze nah

haust' er in einem Felsenschlunde,
wo um ihn her in weiter Runde
man nichts als Todtenknochen sah.
Hieher ward von den Priestern sie geführt
und an die Felsen fest gekettet.
Horsrik und Rinbod, tiefgerührt,
sie fürchten Priesterfluch und — Keiner rettet.

Maria aber, fromm, voll Gottvertrau'n,
läßt keine Bitte, keine Klage hören;
nur auf des Himmels Hülfe will sie bau'n,
und selbst der Tod,
der nah' und schrecklich droht,
kann ihren Glauben, ihr Gebet nicht stören!

Der Tag ist wach, die Sonne steigt
schon strahlend über Berg' und Klüfte;
auf einer Felsenplatte steht das Volk und schweigt,
und ringsum gähnen Todtengrüfte!
In mancher Brust sich Mitleid regt,
man wünscht die Jungfrau frei zu seh'n;
doch hohen Sinn hier Niemand trägt,
für sie in Kampf und in den Tod zu geh'n!

Das Ungeheuer ist erwacht
und dehnt sich rasselnd aus der Höhle,
schlägt seinen Schuppenschwanz mit Macht
am Boden, daß der Felsen kracht,
und Feuerdampf entbraust der Kehle.
Die Jungfrau wird der Drache jetzt gewahr

und wälzt sich, denn die Felsen werden jäher,
in schaudervollen Krümmungen ihr näher,
und über sie herein bricht die Gefahr.
Es öffnet schauerlich
der Rachen sich,
und mit den krummgespitzten Krallen
und seiner scharfen Zähne Doppelreih'n
will es — die Priester seh'n gefühllos drein —
die Jungfrau überfallen!

Doch größer noch, als die Gefahr,
und stärker noch, als Drachenwuth,
der Christenjungfrau Glaube war,
der Wunder thut!
Ein Kreuz, das unter'm Busenflor
Maria trug, hält sie dem Drachen vor,
und dieser wird in einen widrig plumpen
und giftgeschwollnen Klumpen
im Augenblick verwandelt, stürzt hinab
vom Felsenriff und findet in den Wogen,
womit ihn Stromesfluth umzogen,
sein Grab.
Entsetzen, Schreck ergreift die Schaar,
sie seh'n und können doch nicht glauben,
was sie geseh'n, es ist zu wunderbar;
doch kann die Wahrheit auch kein Zweifel rauben,
sie müssen wider Willen glauben,
daß nur der Christengott der Jungfrau Retter war.
Nur Rinbod staunte nicht — er liebte —
und machte schnell Maria fesselfrei,

trug sie mit starkem Arm und ritterlichem Schritte
hinauf zur Höh' in seines Stammes Mitte
und rief, daß er des Kreuzes Jünger sey;
er glaub' an ihn, der diese Heilige erhalten,
die längst schon seines Herzens Göttin war.
Das Volk bekränzt das edle Paar
und ruft: Groß ist des Christengottes Walten!

Maria gab Fürst Rinbod ihre Hand,
zur Lehre Jesu kehrte sich das Land
und baute auf des Drachenberges Höh'n
dem neuvermählten Fürst ein Schloß,
gar weithin leuchtend, fest und groß,
in seinem Innern wohnlich, licht und schön.
Es ward die Drachenburg genannt,
und seine Trümmer sind noch jetzt bekannt,
die Jeder gern besucht, um weit zu schauen
hin in des Rheines zauberische Gauen!

22.

Der Perückenmacher im Hausberge

bei

H i r s ch b e r g.

Von dem Hausberge bei Hirschberg, einer Kreisstadt des Regierungsbezirks Liegnitz in Schlesien, erzählt die Sage, daß in ihm wohnende Geister alljährlich in der Christnacht von 12 bis 1 Uhr (so lange dauert in der katholischen Kirche zu Hirschberg der Gottesdienst) den Zugang zu demselben öffnen, wo sich dann mitten im Berge eine Thüre zeigt, von der aus ein langer, schmaler Pfad zu großen Kostbarkeiten und Schätzen führt. Dieß benutzte ein Perückenmacher, Kilian, und gelangte zweimal glücklich in den Berg und brachte von da so viel Gold und Silber mit, als sein Puderbeutel fassen konnte. Bei dem dritten Versuche aber fand man den Perückenmacher zwischen den Felsen zerschmettert.

23.

Der magische Ring

zu

Calbe

in dem Werder (Regierungsbezirk Magdeburg). In Calbe lebte vor mehreren hundert Jahren eine Frau von Alvensleben, die sich durch Dienstfertigkeit auch gegen gemeine Leute und durch wahre Gottesfurcht auszeichnete. Ihr liebstes Geschäft war, den Bürgerfrauen in Kindesnöthen beizustehen, weshalb sie denn auch in dergleichen Angelegenheiten oft um Beistand ersucht und von Jedermann geehrt wurde. Da trug es sich denn einstmals auch zu, daß eine Magd sie des Nachts aus dem Schlafe weckte und ängstlich bat, sogleich aufzustehen und mit ihr vor die Stadt zu gehen, wo ihre Gebieterin in den heftigsten Geburtswehen liege. Ich wollte gern mitgehen, entgegnete die betagte Edelfrau, wenn es nur nicht eben Mitternacht und das Stadtthor verschlossen wäre, worauf aber die Magd versicherte, daß das Thor bereits geöffnet sey, und sie ihr nur ohne Säumen folgen möge. Die Frau von Alvensleben, der es schwer ankam, Jemand eine Bitte abzuschlagen,

kleidete sich an und folgte der Magd vor's Thor, das geöffnet war. Als sie aber der Weg weit durch's Feld an den Fuß des Berges führte, wo sich ein schöner Gang in das Innere desselben öffnete, wurde es ihr etwas unheimlich und sie merkte wol, daß sie es nicht mit Menschen zu thun habe; aber eigentliche Furcht kannte sie nicht, denn sie war — fromm. Sie gelangte endlich in ein Gemach, wo ein kleines Weib im Bette lag und große Geburtswehen hatte. Die Frau von Alvensleben leistete ihr schnell Hülfe, und nach einigen Augenblicken war die Kreißerin glücklich von einem Kinde entbunden. Nun bot ihr die Magd Speisen und Getränke an, aber Frau von Alvensleben, die wol wußte, daß man dergleichen nicht genießen dürfe, dankte und wünschte nun wieder heimzukehren. Die Magd begleitete sie wieder bis an's Schloßthor, wo sie sich im Namen ihrer Frau für die geleistete Hülfe bedankte, von ihrem Finger einen goldenen Ring zog, ihn der Frau von Alvensleben zum Andenken verehrte und bemerkte, daß, so lange dieser Ring im Besitze der Familie bleibe, diese glücklich seyn werde. Und diesen magischen Ring soll dieselbe Familie noch besitzen und ihn in Lübeck sicher aufbewahren. Andere Sagen versichern, daß bei der Theilung der Familie in zwei Linien auch der Ring sorgfältig getheilt worden, die eine Hälfte davon aber zerschmolzen sey, und daß es der Linie, die sie besessen, jetzt übel gehe.

24.

Die Opfer

zu

Wesel.

Diese romanzenförmige Darstellung beruht auf einer wirklichen Begebenheit aus dem deutschen Befreiungskriege gegen Frankreich, 1809, wo elf heldenmüthige Krieger des Schill'schen Husaren-Regiments zu Wesel erschossen wurden.

Gen'ralmarsch wird geschlagen
zu Wesel in der Stadt,
und Alle fragen ängstlich,
was das zu deuten hat.

Da führen sie zum Thore
hinaus, still, ohne Laut,
die treue Schaar, die heiter
dem Tod in's Antlitz schaut.

Sie hatten kühn gefochten
mit Schill am Ostseestrand,
und geh'n nun kühn entgegen
dem Tod für's Vaterland.

Sie drücken sich wie Brüder
die Hand zum letzten Mal;
dann steh'n sie ernst und ruhig,
die Elfe an der Zahl.

Und hoch wirft Hans von Flemming
die Mütze in die Luft.
«Es lebe Preußens König!»
die Schaar einstimmig ruft.

Da knattern die Gewehre,
es stürzt der Braven Reih';
zehn treue Preußen liegen
zerrissen von dem Blei.

Nur Einer, Albert Wedell,
trotzt jenem Blutgericht;
verwundet nur am Arme
steht er und wanket nicht.

Da treten neue Schergen,
ihn auch zu morden, vor,
und: «Gebet Achtung! — fertig!»
schallt schrecklich ihm in's Ohr.

«O zielet» — ruft er — «besser
und trefft das deutsche Herz!
Die Brüder überleben
ist mir der größte Schmerz!» —

Kaum hat er's ausgesprochen,
die Mörder schlagen an;
durchbohrt von ihren Kugeln
liegt auch der letzte Mann.

So starben tapf're Preußen,
durch Schande nie befleckt,
die nun zu ew'gem Ruhme
ein Stein zu Wesel deckt.

W. Schmidt.

25.

Der Schloßberg

bei

Bütow.

Bütow ist ein Städtchen im Lauenburger Kreise des Regierungsbezirks Cöslin in Pommern, am Flüßchen gleiches Namens. In der Nähe dieses Städtchens ist der Schauplatz mehrerer alten Sagen.

So heißt ein ungefähr 30 Fuß hoher Hügel, eine halbe Stunde mittagwärts von der Stadt, der sich durch

seine wunderbare Gestalt auszeichnet; denn er hat vier mit Gesträuch bedeckte, sehr steile Seiten und oben eine Ebene, auf der geackert wird. Auf dieser Ebene war sonst eine mannsdicke Oeffnung von unergründlicher Tiefe, die man aber jetzt ausgeschüttet hat, um das Ackerland bequemer bestellen zu können. Diese Oeffnung soll der Rauchfang eines versunkenen Schlosses seyn und mit dem jetzigen Schlosse zu Bütow in Verbindung stehen, weil einmal ein Hund aus dem letztern durch diese Oeffnung wieder zu Tage gekommen sey.

Einem Husaren, der sein Quartier in Bütow hatte, träumte, daß er sich auf dem Hügel, den er oft besucht hatte, befände und neben ihm ein großer Haufen Gold läge. Am Morgen erzählt er seinen Traum den Kameraden, die ihn derb ausschelten, daß er nicht gleich nach seinem Erwachen an den Ort gegangen sey. Der Husar, eben nicht abergläubisch, lacht dazu. Als ihm aber die zwei folgenden Nächte wieder dasselbe träumt, entschließt er sich doch, auf den Hügel zu gehen. Da er aber erst seinen Futtersack sucht, um darein das Gold zu stecken, vergeht die Zeit und es graut bereits der Tag, als er auf dem Hügel ankommt. Er findet die Stelle, wo er im Traume gestanden, und auf ihr einen Haufen — Dünger. Ueber diese Täuschung und Verwandlung des Goldes war der Soldat verdrüßlich; er stieß mit dem Fuße den Dünger auseinander, der nun augenblicklich verschwand.

Ein Viehhirte verlor einstmals auf dem Hügel von seiner Heerde zwei Ochsen. Er suchte sie ängstlich und fand die mehrerwähnte Oeffnung des Berges und neben

derselben einen gedeckten Tisch, auf dem ein Bund Schlüssel und ein Teller mit drei Butterschnitten sich befanden. Er hatte zwar Hunger, wagte es aber doch nicht, die Butterschnitten anzurühren, und die Schlüssel ließ er ganz unbeachtet. Bei seiner Nachhausekunst erzählte er seinem Brotherrn, was er gesehen, und dieser versicherte ihm, daß er, wenn er die Schlüssel und die Brotschnitten an sich genommen hätte, würde reich und glücklich geworden seyn, und kehrte sogleich mit ihm dahin zurück, aber Alles war — verschwunden. Später fand der Hirtenknabe noch einmal den Tisch mit den Butterschnitten, aber ohne die Schlüssel. Er gedachte wol der Ermahnung seines Herrn, konnte aber dennoch nicht den Muth gewinnen, die Butterschnitten zu nehmen. Und seitdem ist daselbst nichts Aehnliches wieder gesehen worden.

26.

Die Jungfernmühle

bei

Bütow.

Unweit des Schloßberges bei Bütow befindet sich eine Mühle, welche die Jungfernmühle genannt und von dem krystallhellen Wasser einer Quelle am Schloßberge getrieben wird. Ihren Namen verdankt sie einer Sage. Ein Bauer ackerte an dem Mühlbache und sah mehrmals zu demselben eine Jungfrau kommen, die mit einem goldnen Eimer Wasser schöpfte und sich damit wusch. Da ihr Ansehen nicht gespenstisch und abschreckend war, wagte er es eines Tages, sie zu fragen, warum sie das thue. Die Jungfrau setzte ihren Eimer nieder und erzählte ihm, daß sie eine Prinzessin und die ehemalige Herrin des Schlosses, das auf dem Hügel gestanden, gewesen, aber sammt diesem verwünscht worden sey, worauf jenes versunken, sie aber zu dem Herumwandern und zu Abwaschungen verurtheilt wäre, und daß sie sich nach ihrer Erlösung sehne. Der Bauer war dreist genug zu fragen, wie diese möglich wäre. Wenn mich, entgegnete sie, Jemand, ohne an=

zuhalten und ohne sich umzusehen, auf den wendischen Kirchhof in Bütow trägt und dort mit aller Gewalt zu Boden wirft. Wer meine Erlösung vollbringt, dem wird es an Glück und Reichthum nicht fehlen. Diese Verheißung machte dem Bauer Lust, das Wagniß zu bestehen. Er trägt auch wirklich die Jungfrau, troz großer Hindernisse, bis auf den Kirchhof. Dort aber greift ihm Jemand hinten an den Kopf, worüber er so erschrickt, daß er sich umsieht und die Jungfrau fallen läßt. Diese fährt in die Luft mit Jammergeschrei, daß sie nun viel härtere Qual als zeither erdulden und wieder hundert Jahre warten müsse, ob sich dann vielleicht ein standhafterer Befreier für sie finde. Er muß sich wahrscheinlich gefunden haben, weil die Jungfrau seitdem nicht wieder gesehen worden ist.

27.

Die Brahejungfrauen

in

Westpreußen.

Diese Sage gehört der frühern Mährchenzeit an. Die Brahe ist ein Nebenfluß der Weichsel, in die er bei der Stadt Fordan im Reg. Bezirk Bromberg fällt.

In einer Mühl' am Brahefluß
vor alter grauer Zeit
ein armer Müller hat gewohnt,
deß Ehrlichkeit ihm Gott belohnt
mit einer schönen Maid.

Sie blühte jungen Rosen gleich,
war ohne Falschheit klug,
von schlankem Wuchs und blondem Haar
und überdieß erst sechzehn Jahr,
zum Lieben alt genug.

Wol mancher Bursche wollte gern
Knapp' in der Mühle seyn,

zu metzen hier der Küsse viel
bei Röschen, und im Minnespiel
des Meisterrechts sich freu'n.

Es wanderte so Mancher ein
und wurde feirig bald,
denn Röschen trug gar spröden Sinn
und sprach: Laßt mich in Ruh', ich bin
erst sechzehn Sommer alt.

Doch das war ernstlich nicht gemeint,
ihr Herz war nicht mehr frei:
der Ritter Luithold sah sie gern,
und sie — sah gern den jungen Herrn,
sie liebten sich so treu!

Der Müller merkt's und schalt sie aus:
«Mein Kind, das kann nicht seyn!
Ein Müller nur ist für dich recht,
dem Ritter bist du viel zu schlecht,
er wird dich nimmer frei'n!»

Doch Ritter Luithold wünschte ernst
schön Röschen sich zur Frau.
Darauf sein stolzer Vater sprach:
«Das wär' für unsern Adel Schmach,
die führst du nicht zur Trau'.»

Da weint des Müllers Töchterlein
die Augen sich fast blind,

weil ärgerlich ihr Vater schmollt
und Luithold mit dem seinen grollt,
sie ohne Hoffnung sind.

Sie ohne Hoffnung? Liebe kann
nie ohne Hoffnung seyn;
verscheucht sie auch ein Augenblick,
so kehrt sie doch sehr bald zurück,
um treuer nun zu seyn.

Und zu den Brahejungfern gehn
Luithold und Röschen nun,
(es war in einer Vollmondnacht),
und bitten, doch mit ihrer Macht
auch ihnen wohlzuthun.

Sie helfen treuen Liebenden
und schützen Fromme gern, —
d'rum geben sie der Bitte Raum
und zeigen sich im Morgentraum
dem vielgestrengen Herrn,

Verkünden, wird er Röschens sich
als seiner Tochter freu'n,
ihm selbst und seinem Hause Heil —
doch widerstrebt er, wird sein Theil
Fluch und Verderben seyn!

So abergläubisch er auch war,
stört das nicht seinen Sinn;

die Müllermaid (er zornig spricht)
duld' ich als meine Tochter nicht,
so wahr ich Ritter bin!

Die Brahejungfern nehmen d'rauf
die Liebenden vereint
in ihren holden Schwesterkreis
und winden ihnen 's Myrtenreis
so oft der Vollmond scheint.

Sie kehren aus krystallner Fluth
in's Leben nie zurück
und singen oft um Mitternacht,
wenn nur noch treue Liebe wacht,
der treuen Liebe Glück.

Der alte Ritter dachte bald
an seines Traumes Spruch;
verarmt an Gütern und an Lust,
traf ihn, sich seiner Schuld bewußt,
der Brahejungfern Fluch.

28.

Die Geister des Zobtenberges
in
Schlesien*).

Der Zobtenberg, d. h. der heilige, weil auf ihm die Slaven das heilige Feuer unterhielten, liegt bei dem Städtchen Zobten im Schweidnitzer Kreise des Reg. Bez. Breslau. Eine der interessantesten Sagen von ihm ist folgende. Johann Beer, aus Schweidnitz, ein Freund und Forscher der Natur, ging 1570 am Zobtenberge spazieren und fand an ihm eine sonderbare Oeffnung, die er, obgleich hier wohlbekannt, noch nie bemerkt hatte. Er ging hinein, um zu sehen, wohin sie führe. Da ihn aber aus derselben bald ein heftiger Wind anwehte, überlief es ihn schauerlich kalt und er fing an zu fürchten, daß hier Geister spukten, und — verließ mit raschen Schritten die Oeffnung. Aber der Gedanke daran wollte ihn nicht verlassen, und er beschloß nach langem Kampfe mit sich selbst, nochmals

*) Fortſ. von Nr. 41. Bd. 1.

die Oeffnung aufzusuchen und getrost in derselben fortzugehen, bis sie zu Ende sey. Dazu bereitete er sich durch Fasten und Gebete vor und genoß am Ostertage das heilige Abendmahl. Nächstfolgenden Sonntag trat Beer seine gewagte Untersuchung an. Er fand die Oeffnung wieder und ging unerschrocken hinein; sie führte zu einem sehr engen Gange, der bald hoch, bald niedrig, bald weit, bald enge war und in einer langen Gallerie endete. Dießmal bemerkte er keinen Wind, sondern statt dessen einen Lichtschimmer, auf den er zuging. So gelangte er an eine verschlossene Thüre in der eine Glasscheibe angebracht war, durch welche der Lichtschein aus dem Gemache in den langen, finstern Gang fiel und dort mancherlei und wunderbar gestaltete Erscheinungen bildete. Beer wünschte sich in den ersten Augenblicken außerhalb des Berges, gewann aber, sich an seine fromme Vorbereitung erinnernd und ihr vertrauend, bald wieder Entschlossenheit und klopfte dreimal an die Thüre, die sich sogleich öffnete. Er trat ein und sah an einem runden Tische drei große, abgezehrte alte Männer, jeden mit einem altmodischen Baret auf dem Kopfe, vor einem in schwarzen Sammet gebundenen und mit Goldblech beschlagenen Buche sitzen. Schauer durchschüttelt ihm die Glieder, kann ihm aber doch nicht Besinnung und Muth rauben, der gespenstischen Gesellschaft: Friede sey mit euch! zuzurufen. Diese antworten ihm ohne aufzublicken: Hier ist kein Friede. Auf diese unfreundliche Antwort begrüßt sie Beer mit: Friede mit euch im Namen des Herrn! Dieser Gruß erschreckt die drei Alten und mit zitternder Stimme wiederholen sie ihre erste

Antwort. Beer grüßt sie zum dritten Male und fügt noch den Namen Jesus Christus bei. Darauf geben sie heftig erschrocken keine Antwort, sondern legen ihm das schwarze Buch vor. Beer liest den Titel: «Buch des Gehorsams», und fragt dann, wer sie seyen. «Wir kennen uns selbst nicht,» war ihre Antwort. Was thut ihr hier? fragte Beer weiter. «Wir erwarten mit Angst und Furcht das große und strenge Gericht Gottes, um zu empfahen, was unsere Thaten werth sind.» Und was habt ihr gethan? stellte nun der kühner werdende Beer seine dritte Frage. Darauf zeigten sie auf einen Vorhang. Beer zog ihn weg und erblickte eine Menge Waffen, Waaren, Geld, Menschenschädel und Gebeine, was ihn veranlaßte, die drei Greise gleichsam in ein peinliches Verhör zu nehmen, in dem sie eingestanden, daß sie viel böse Thaten vollbracht hätten. Bei der Frage, ob sie solche bereueten, fingen sie an zu zittern und gaben keine Antwort; auf die, ob sie noch gute Werke thun wollten, erwiederten sie, daß sie es nicht wüßten, zeigten aber bei diesen Worten auf die aufgehäuften Schätze und forderten, daß Beer dieselben mit sich nehmen solle. Da dieser es aber standhaft verweigerte, überflog eine heitere Miene ihre ausgemergelten Gesichter, und Einer der Greise schlug das Buch auf und las: «Die letzten Geister des Berges sollen erlös't seyn, wenn ein Bösewicht ihren Schatz ganz und ungetheilt hebt und ein frommer Mann ihn verschmäht.» Als er diese Worte geendet, fuhr plötzlich ein Sturm durch das Gemach und entführte durch eine gräßliche Kluft, die hinter dem Vorhange entstand, sämmtliche

Schätze; die Geister verschwanden und der Fels stürzte zusammen, Johannes Beer aber befand sich unter freiem Himmel und bemerkte, daß es unterdeß Nacht geworden sey. Ein düsteres Gesträuch betrachtet man noch jetzt als Wahrzeichen, daß hier die Geisterhöhle gewesen sey.

29.

Der Pfaffensee

bei

Ehrbardorf

im Czernikauer Kreise des Regierungsbezirks Bromberg in Posen, ist fast kreisrund, voll klaren, stets ruhigen Wassers und seine Ufer sind mit dichten Laubwäldern bedeckt. In früherer Zeit soll hier, nach alten urkundlichen Nachrichten, das Dorf Fitko gestanden haben, dessen Einwohner sich durch Gottesfurcht und sehr fleißigen Kirchenbesuch auszeichneten. So waren sie denn auch einstmals am Johannisfeste in solcher Menge versammelt, daß die

Kirche sie nicht alle aufnehmen konnte, sondern viele außerhalb derselben bleiben mußten. Und sie alle — versanken, als eben der Priester den Segen gesprochen, mit der Kirche in die Tiefe, und über ihnen entstand ein See. Noch hört man an jedem Johannistage Mittags in seiner Tiefe die Glocken und sieht auf der Oberfläche den Kasten schwimmen, worin die heiligen Gefäße aufbewahrt sind, ja man will zuweilen einzelne Stimmen vernommen haben. Die Umwohner des Sees haben vor ihm Scheu und Ehrfurcht und wagen es nicht, daraus einen Fisch zu essen. Ein junger Bursch aus Ehrbarsdorf wagte es aber doch einmal zu angeln und wollte mit einem gefangenen schönen Fische nach Hause eilen, als eine klägliche Stimme aus dem Wasser ihr Kind zurückforderte. Erschrocken warf der Bursche den Fisch wieder in den See und eilte, so viel es ihm der Schreck gestattete, von dannen.

30.

Das Erdmännchen

in

Hardenstein

an der Ruhr im westphälischen Regierungsbezirk Arnsberg.

Auf Hardenstein lebte zu Kaiser Wenzels Zeiten ein Ritter Neveling von Hardenberg und bei ihm auf der Burg gastlich und vertraulich der Erdmännchenkönig Goldemar oder Vollmar, der ein geschickter Harfen- und Würfelspieler war, Wein trank und oft mit dem Ritter in Einem Bette schlief. Er sprach mit Allen, welche die Burg besuchten, und beschämte Viele durch Entdeckung ihrer heimlichen Sünden, daher ihn die Mönche und Geistlichen nicht gut leiden konnten. Seinen Freund Neveling, den er seinen Schwager zu nennen pflegte, warnte er vor Feinden und belehrte ihn, wie er denselben entgehen könnte. Ja, sogar auf religiöse Gegenstände ließ er sich im Gespräch ein. Er hatte im Hause seine eigne Kammer, seinen Platz am Tische, sein Pferd im Stalle. Speisehaber und Heu wurden verzehrt, von ihm selbst aber und seinem Pferde sah man nur den

Schatten. Seine Hände ließ er zuweilen als weich und froschkalt fühlen.

Hätte man nun diesen geistigen Hausfreund ungeneckt fortwirken lassen, so wäre das Haus in Glück und Ruhe geblieben. Da gab es aber einstmals daselbst einen Küchenjungen, der den Vorwitz hatte, hin und wieder Asche und Erbsen zu streuen, erstere, damit er in ihr wenigstens des Erdkönigs Fußtapfen, und Erbsen, daß das Männlein fallen und so in der Asche seine Gestalt abdrücken möchte. Als an einem gewissen Morgen der Küchenjunge das Heerdfeuer anzündete, kam das Erdmännlein, brach ihm den Hals und hieb ihn in Stücken, von denen er etliche am Spieße briet, etliche röstete, Kopf und Füße aber kochte. Als Alles gar war, wurde es von unsichtbarer Hand auf Goldemars Kammer getragen und dort unter Jubel und Musik verzehrt. Seit der Zeit hat der Erdmännchenkönig die Burg verlassen und beim Abschiede über seine Kammerthüre geschrieben, daß das Haus von nun an unglücklich seyn, die Güter zerstreut werden und nicht eher wieder zusammenkommen sollten, als bis zugleich drei Hardenberge von Hardenstein leben würden. Der Spieß und Rost, an dem der Küchenjunge gebraten worden ist, waren auf der Burg bis 1651, der Topf aber ist in der Küche eingemauert noch heute zu sehen.

31.

Der Ritterschild in der Kirche

zu

M i t t e n w a l d e,

einer sehr alten Stadt im P o t s d a m e r Regierungsbezirk. Dieser Schild, der wenigstens in der Vorzeit hier zu sehen war, soll dem Ritter Siegmund von Nieverschrocken gehört haben. Er lebte am Hofe des Markgrafen und Erzbischofs Wilhelm von Riga und bewies, ungeachtet seiner kleinen Körpergestalt, solchen Muth, solche Unerschrockenheit, daß ihn darum alle seine Genossen beneideten und bei dem Markgrafen in Ungnade zu bringen suchten. In der Absicht überredeten sie ihren Herrn, den Ritter zu sich zu rufen und ihn unter dem Scheine, als ob er ihm etwas Heimliches sagen wolle, a n z u s c h n a r c h e n. Sie hofften nämlich, daß darüber der Ritter erschrecken würde, worauf sie ihn dann verhöhnen und als feig verlachen wollten. Der fromme, arglose Erzbischof war einfältig genug, diesem Vorschlage Gehör zu geben, und s c h n a r c h t e den Ritter g r a u l i c h an. Dieser aber, solch einer Behandlung ungewohnt, gab dem Bischofe einen so derben Backenstreich, daß er mit dem Stuhle umfiel, und ging davon.

Schnell sprangen die Höflinge zu Hülfe und freuten sich im Stillen der unausbleiblichen Ungnade ihres Herrn über den Ritter. Aber der Erzbischof dachte edel und großmüthig, ließ den Ritter zu sich kommen und sagte mit mildem Ernste zu ihm: «Du hast meiner nicht geschont, viel weniger wirst du meiner Feinde schonen: sey mein Diener, auf den ich mich verlassen, dem ich stets vertrauen kann.» Und er hatte ihn noch lieber als vorher.

32.

Die Gründung Kreuznachs.

Ein Wald im Frankenlande
lag wild und schauerlich,
ein Fluß entwand dem Schatten
der Felsenklüfte sich,
und mitten auf dem Flusse
lag eine Insel klein,
und mitten auf der Insel
stand hoch ein Kreuz von Stein.

Und wenn der Fluß zum Strome
durch Regengüsse schwoll,

daß rings von seinem Tosen
Gebirg' und Thal erscholl
und seine Hütt' in Trümmer
der Fischer sinken sah,
stand hoch und unerschüttert
das Kreuz im Strome da.

Der Meister, der's errichtet
mit kunstgeübter Hand,
war über's Meer gekommen
in's fränk'sche Heidenland,
war in die Nacht gedrungen
der wüsten Barbarei,
damit des Kreuzes Schimmer
ein Licht im Finstern sey.

Der Fischer ohne Hütte
zum fremden Meister fleht:
«O lehr' ein Haus mich bauen,
das gleich dem Kreuze steht.»
Und jetzt auf Felsenboden
ward Stein auf Stein gesetzt;
das Wasser schwoll und braus'te,
das Haus blieb unverletzt.

Da kamen sie zur Insel
gepilgert durch den Wald;
belehrt durch's Kreuz, bekehret
zum Kreuz ward Jung und Alt.
Und eine Stadt erhob sich,

wo einst die Hütte stand:
vom nahen Kreuz der Insel
ward Kreuznach sie genannt.

G. Pfarrius.

33.

Der Schmied auf Christburg

in

Preußen,

Regierungsbezirk Königsberg. Die Christburg war eine der schönsten und vorzüglichsten Vesten des deutschen Ordens in Preußen und blieb später ganz unbewohnt liegen, weil furchtbare Gespenster daselbst keinen lebenden Menschen duldeten. Die Entstehung des Spukes erzählt die Sage also.

Der deutsche Orden wollte unter dem Hochmeister Ulrich von Jungingen dem Polenkönig Jagello Wladislav Krieg ankündigen. Da dieser aber zu eben der Zeit sehr wohlgerüstet war, widerriethen es viele Ritter, selbst der Hochmeister, und am eifrigsten der Komthur Albrecht von Schwarzburg, dem der Befehl über

die Christburg anvertraut war; aber die Mehrzahl der Ritter wollte Krieg, und er begann. Albrecht verließ traurig und sehr mißlaunig die Burg, denn er ahnete den unglücklichen Ausgang des Krieges. Als ihn bei seinem Austritte der oberste Chorherr fragte, wem er während seiner Abwesenheit den Befehl in der Burg anvertrauen wolle, erwiederte er zornig: dir und den bösen Geistern, die uns zu diesem Kriege getrieben.

Der Orden verlor die unglückliche Schlacht von Tannenberg, in welcher Albrecht seinen Tod fand. Auch der oberste Chorherr auf Christburg starb, und nun begann auf derselben nach des Komthurs Worte die Herrschaft der bösen Geister und zwar so, daß nach kurzer Zeit kein Mensch es mehr aushalten konnte. So fanden, um nur einiger Beispiele ihres Unwesens zu gedenken, die Burgbewohner nicht selten Blut in ihren Speisen und Getränken, und der Ekel davor zwang sie zu hungern; die Knappen kamen statt in den Stall auf den Boden, statt in die obern Gemächer in die Keller. Es war ein immerwährendes Foppen, Necken, Kneipen, Verwirren, und da das alle Bewohner, Ritter, Knechte, Pfaffen ꝛc. traf, so war die Burg einem Irrenhause nicht unähnlich. Dazu kam noch ein solch schreckliches Heulen und Wehklagen, daß Viele vor Schreck starben. Am meisten hatten es die bösen Geister auf den neuen Komthur Walter von Frauenberg abgesehen, den sie, weil ihnen von Albrecht im Zorn die Burg übergeben worden war, nicht leiden wollten. Eines Tages hingen sie ihn auf dem Burgplatze an einen Baum, ein andermal stellten sie ihn auf die höchste Burgzinne, und da ihn aus diesen

Lebensgefahren seine Knechte nur mit der äußersten Anstrengung retteten, zündeten die Geister ihm im Schlafe den Bart an und quälten ihn und alle Bewohner so, daß sie die schön gebaute, herrliche Burg verlassen und wüste stehen lassen mußten.

Einige Jahre nach der Tannenberger Schlacht kehrte der Schmied aus dem Städtchen, nahe der Burg, von einer langen Wallfahrt in seine Heimath zurück, wo er mit großer Betrübniß hörte, was sich unterdeß zugetragen habe und daß die schöne Veste jetzt ein Aufenthalt böser Geister sey. Der Schmied hatte sonst mit den Burgbewohnern immer in Freundschaft gelebt und wollte sich, ohne Aberglauben und Furcht, von der Wahrheit der Sage selbst überzeugen und ging — auf Christburg zur Mittagszeit. Wie herzlich freute er sich, als er an der ersten Zugbrücke seinen alten Freund, den Hauskomthur Otto Sangerwitz, erblickte und ihn nach alter traulicher Weise grüßen konnte. So ist also, sprach er zu ihm, das Gerücht von euerm Tode in der Schlacht nicht wahr, und die Sage von dem Geisterwesen auf der Burg eine Lüge. Was davon wahr ist, entgegnete ihm der Komthur, sollst du gleich sehen. Komm mit mir!

Sangerwitz führte ihn in alle Gemächer, wo er eine Menge Ritter fand, von denen einige spielten, andere zechten und andere Greuel trieben. In der Burgkapelle stand ein Pfaffe am Altar, um Messe zu lesen, die Chorherren saßen auf ihren Stühlen, aber nirgends hörte man einen Laut. Da bekam der Schmied doch ein leichtes Schauern, besonders, da sich plötzlich ein allgemeines Heulen und Jammern erhob und er nun wol

merkte, daß er unter Geistern wandle. Der Hauskomthur führte den Schmied zurück bis an die Brücke und befahl ihm, das Gesehene dem Hochmeister in Marienburg zu melden und diesen von seinem geheimen Vorhaben abzumahnen. Wenn der Schmied diese Botschaft ausrichte, werde ihn dafür der Hochmeister tödten lassen. Mit diesen Worten war der Hauskomthur verschwunden.

Ungeachtet der Drohung ging der Schmied doch und richtete seine Botschaft getreulich aus. Der Hochmeister hocherzürnt, daß seine heimlichen Anschläge auf eine so unerklärliche Weise dem Schmied bekannt worden waren, ließ diesen sogleich in dem Nogatflusse ertränken.

34.

Das Mädchen mit dem Dolche an der Moritzburg

zu

Halle.

Vor alten Zeiten lebte in Halle ein Bischof und seine Schwester, die fürstlichen Standes und beide baulustig waren. Der Bischof baute die Moritzkirche,

drängte aber seine Arbeiter so zu übermäßiger Arbeit, daß sie auch nicht einen Augenblick feiern durften, und trug, um sich ihnen immer bemerklich zu machen, einen Gurt mit klingenden Schellen. Dieser fortwährenden Plackereien wurden die Arbeitsleute überdrüßig und sie verließen den Bau, der dadurch bedeutend verzögert wurde.

Seine Schwester baute die Moritzburg, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege zerstört hatten, und war menschlich und mild gegen ihre Arbeitsleute, daher auch alle, die von dem Bruder fortgingen, zu ihr kamen, was ihren Bau sehr förderte, so daß sie mit ihrem Burgbaue weit früher fertig wurde, als ihr harter Bruder mit der Kirche. Das verdroß diesen und er warf deshalb einen so argen Haß auf seine gute Schwester, daß er an ihr Rache zu nehmen beschloß. Um diese auszuüben, stellte er sich gegen sie freundlich und sprach mit frommem Scheine von Versöhnung, wozu er ihr, wenn sie unter das Schloßthor käme, die Hand bieten wolle. Die Schwester, gutmüthig und arglos, folgt seiner Einladung. Der Bruder empfängt sie mit einer Umarmung und während derselben stößt er ihr — einen Dolch in die Brust.

Zum Andenken an diese abscheuliche Schandthat ist das Bild des Mädchens mit dem Dolche in der Brust über dem Thore der Moritzburg aufgestellt, und in der Moritzkirche findet man des Bischofs Bild mit dem Schellenbehänge.

55.

Der Loosberg in Aachen.

Fortsetzung des Wolfs im Dome (1. Bd. S. 13).

Hoch jubelte das Volk in Aachen
mit selbstzufried'nem Wohlbehagen,
daß es durch schlau ersonn'ne List
den Teufel selbst betrog,
der doch, wenn Bibel nicht und Sage log,
ein Ausbund aller Schelmen ist!
Vollendet war der prächt'ge Dom,
und war St. Peter auch in Rom
noch schöner, kam er auch viel theurer
der lieben Christenheit zu steh'n!
Hier aber war — der Teufel Gläubiger
und mußte sich mit einem Mal
um Zinsen und um's Kapital
betrogen seh'n!

So was verschmerzt der Mensch nicht leicht
und sucht Gelegenheit zur Rache:
vielmehr dem Teufel es zu Kopfe steigt,
daß man ob seiner Einfalt ihn verlache.

Voll Wuth fuhr er auf Vampyrflügeln
zum Meere, wo der Brandung Schlag
den todten Sand gehäuft zu Hügeln,
die Niemand messen, Niemand zählen mag.
Auf diese stürzt er sich mit Hast,
ruft schnell herbei die rußigen Gesellen,
daß Jeder rüstig mit anfaßt,
zu heben aus den Wellen
die größte Düne, die er nur erschaut,
woran das Meer Jahrhunderte gebaut,
um sie auf seine Schultern sich zu legen
gleich einem Sack. Sein Wille war gescheh'n,
und nun soll's auf den kürz'sten Wegen
nach Aachen geh'n:
er will, um Rache doch zu haben,
dort unter'm Sand den Dom begraben.
Jedoch es ging damit,
so sehr er eilte, doch nur Schritt vor Schritt,
weil sich der Sand sackförmig überbog
und so von vorn die Aussicht ihm entzog,
daß er vom Wege sich verirrte;
dazu erhob sich noch ein heft'ger Wind,
der so viel Sand ihm in die Augen führte,
daß er davon fast blind!

So stolpert er bis zu dem Soersthal,
wo er, vom Schweiße lauch und fahl,
ein altes Weib erblickt'; die muß er fragen,
ob es noch weit sey bis nach Aachen.

Die Alt' erkennt gleich den Herrn Urian,

sie hatte ihn beim Dombau oft gesehen
und wußte, welcher Schimpf ihm angethan,
wie er beschämt von dannen mußte gehen,
und merkte gleich,
welch einen bösen Streich
er mit dem Sande wolle üben.
«Ach, Herr, (erwiedert sie fast weinerlich)
ihr dauert mich,
daß ich euch soll betrüben
mit meiner Auskunft! Herr, ihr seyd
vom rechten Wege abgekommen,
es ist bis Aachen noch entsetzlich weit;
seht meine Schuhe an den Füßen,
ganz alt und um und um zerrissen,
hab' ich als neu in Aachen mitgenommen!»

Da flucht der Schwarze, daß das Thal erdröhnt,
und schnell das Weib, wohl wissend, daß sie ihn verhöhnt,
zurück springt — ich bin müde
der Schlepperei; dem Lügennest
geb' ich ein andermal den Rest,
jetzt hab' es Friede!

Er sprach's und warf mit Wuth,
sein Mund und Auge sprühte Gluth,
die Sandlast auf die Erde nieder
und fuhr mit Schwefelflammen in die Luft,
und nie — ob auch der Frevler keck ihn ruft' —
kam er nach Aachen wieder.

Der Sand, den der belog'ne Teufel von sich warf,
ist jetzt als Loosberg*) noch zu sehen,
und von der Heftigkeit des Wurfs
sah man die tiefe Gass' entstehen!

36.

Der Kutschenstein am Falkensteine

bei

Fischbach

in Schlesien soll seinen Namen von einer Begebenheit haben, welche die Sage so erzählt. Der Ritter auf Bolzenstein (im Schönauer Kreise) war von seiner ehelichen Hausfrau mit einem Söhnlein beschenkt worden und lud zu dessen Pathe die Burgfrau von Falkenstein nebst ihren Töchtern Uda und Gisela ein. In den Gauen umher war Ruhe und man hatte seit Wochen

*) Loos leiten Einige von lus, lose d. h. schlau, verschlagen ab, Andere von los, ledig, frei seyn.

und Monden nichts von den umherstreifenden Hussiten gehört; daher hatte der glückliche Kindtaufsvater die befreundete Ritterschaft der ganzen Umgegend durch besondere Boten begrüßen lassen, bei dem Feste zu erscheinen und Theil an seiner Freude zu nehmen. Diese Nachricht war Allen willkommen, daher sich auch, wer nur konnte, auf dem Bolzenschlosse stattlich einfand. Nachdem die heilige Sacramentshandlung verrichtet war, begann ein Gelag, bei dem die Humpen fleißig geleert und immer fröhlicher wieder gefüllt wurden. Nach und nach gewann der Becher durch seine öftere Runde immer mehr traute Freunde an der Tafel, riß dadurch die Alleinherrschaft an sich und verdrängte die breiten, schwerfälligen Schüsseln. Ein Lebehoch folgte dem andern, und das der fröhlichen Kindbetterin gebrachte schallte durch Saal und Hallen! Auch den alten weißlockigen Ritter von Boberstein begeisterte der Rebensaft so, daß er seinen Becher zu Ehren der schönsten Jungfrau im Gau und ihres künftigen Eheherrn erhob und leerte! Das ist Uda von Falkenstein, riefen Alle, und ließen die Becher und Humpen an einander klirren. Uda aber schlug erröthend die Augen nieder, denn sie war bescheiden, und ihr unfern saß Otto von Czedlitz auf Maiwalde, den sie liebte und von dem sie geliebt wurde: aber ihre Väter lebten mit einander in Fehde, die zwar unbedeutend, aber ihrer Liebe dennoch hinderlich war. Das Alles wußte der alte Bobersteiner und er brachte, da er die Verbindung der Liebenden wünschte, deshalb das Lebehoch, um diese Herzenssache in solchem frohen Kreise an's Licht zu bringen. Da die Liebenden ihre Gefühle nicht verbergen

konnten, erbot er sich und noch ein anderer Ritter, die beiden Väter auszusöhnen. Otto's Vater, bei dem Taufschmause zugegen, war es sogleich und gern zufrieden, und alle Anwesende hofften, mit ihm daß auch der Falkensteiner, Uda's Vater, der, weil er des Maiwalders Gegenwart bei dem Tauffeste ahnete, daheim geblieben war, der Versöhnung nicht abgeneigt seyn werde, und diese Hoffnung machte wo möglich die Gesellschaft noch fröhlicher, die bis zum dritten Tage auf Bolzenstein verweilte, und, besonders Otto und Uda, sich in Träume einer glücklichen Zukunft versenkte.

Da kam, wie ein Blitz aus hellem Himmel, die Nachricht, daß sich Hussitenschwärme sehen ließen, und die Burgfrau von Falkenstein trat mit ihren beiden Töchtern die Heimkehr an. Otto von Czedlitz und noch ein anderer Ritter begleiteten sie und kamen ungefährdet bis in das Falkensteiner Gebiet und, da indeß der Mond aufgegangen war, bis an den Fuß der Burg. Hier aber zeigten sich plötzlich Hussiten. Die Ritter forderten den Kutscher, welcher die drei Frauen fuhr, dringend auf, so sehr, als es nur immer möglich sey, zu eilen, indeß sie zurück bleiben und die Hussiten von weiterer Verfolgung abwehren wollten. Der Kutscher bedurfte dieser Aufforderung nicht, sondern trieb schon für sich die Rosse so heftig an, daß diese alle ihre Kräfte anwandten und den steilen Berg, als ob es Ebene wäre, hinanjagten. Da ließ aber das Walddunkel und die Angst den Kutscher den rechten Weg verfehlen und rechts an die steile Felsenwand lenken, von welcher der Wagen mit Menschen und Rossen in einen schauer-

lichen Abgrund stürzte. Alles Leben hatte nun statt Rettung den schrecklichsten Tod gefunden. Seit jener traurigen Begebenheit heißt diese Felsenklippe noch bis heute der Kutschenstein.

37.

Der Mönch
zu
Heisterbach.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
der Ewigkeit sinnt tief und still er nach,
und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er lies't, was Petrus der Apostel sprach:
dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in dem Wald;
was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht;
erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten schnell;
ein Unbekannter öffnet ihm das Thor.
Er stutzt, — jedoch die Kirche ist schon hell,
und d'raus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein,
doch wunderbar, ein And'rer sitzet dort;
er überblickt der Mönche lange Reih'n,
nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt rings um,
man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
er sagt's, da murmelt man durch's Heiligthum:
dreihundert Jahre hieß so niemand mehr.

Der letzte dieses Namens, tönt es laut,
er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
man hat den Namen Keinem mehr vertraut. —
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr;
man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand,
da wird ein großes Gotteswunder klar:
er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.

Der Schrecken lähmt ihn, plötzlich graut sein Haar,
er sinkt dahin, ihn tödtet dieses Leid,
und sterbend mahnt er seiner Brüder Schaar:
«Gott ist erhaben über Ort und Zeit.

«Was Er verhüllt, macht mir ein Wunder klar,
d'rum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach;
ich weiß: ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.»

C. W. Müller.

38.

Das Rathhaus
in
Erfurt.

Erfurt, jetzt die Hauptstadt eines Reg. Bezirks, war es sonst von ganz Thüringen, und nicht nur im deutschen Reiche, sondern auch im Auslande berühmt wegen seiner Thürme und der großen Glocke, die weit hin durch die Gebirge und Ebenen des fruchtreichen Thü-

ringens tönte; nicht minder wegen seiner tapfern Bürger, die gar oft in Waffen erschienen. Aber auch an dieser alten ehrwürdigen Stadt der Vorzeit übte die Zeit ihre Rechte und vertauschte die alten morschen Gebäude mit neuen, und nur der ehrwürdige heilige Dom und das Rathhaus behaupteten ihren alten Standort, ihre alterthümliche Gestalt. Letzteres schützte die alte Rolandssäule, die vor ihm mit Schwert und Fahne stand, um zu deuten, daß hier Gerechtigkeit Gericht halte, und zu zeigen, woher der Wind wehe. Dieser Wächter veraltete aber endlich selbst so, daß er das Rathhaus vor dem erneuenden Zeitgeiste nicht mehr schützen konnte, denn es ward — niedergerissen, um an dessen Stelle ein neues zu bauen. Mit unsäglicher Mühe mußte man seine felsenfesten Mauern trennen, nicht ohne wehmüthige Rührung die alten Wappenschilder edler Familien, die eroberten Fahnen und Paniere und die alte Armbrust, welche nur sechs Mann spannen konnten, wegnehmen! Die greisen Bürger trauerten wie um einen alten Freund, und die Jugend wie um einen Großvater, der sie gern in seinen Hallen spielen ließ. Leider zu spät bereute man die rasche That und baute auf den alten Grund — kein neues Rathhaus; denn in mondhellen Nächten erschienen die Geister der alten Räthe im Schmucke ihrer Amtswürde, setzten sich auf die Bänke um den Roland her, schüttelten die tiefwallenden Locken und — schwiegen, und wenn vom Thurme die erste Stunde nach Mitternacht tönte, ließ Roland seine Fahne knarren, und die Geister verschwanden.

39.

Der böse Hans

vor

Droßen.

Hans hat sich das Maul verbrannt, — dieß Sprichwort hört man im ganzen Märkerlande, und es hat seinen Ursprung in der früheren Geschichte. In Sagan regierte einstmals ein Herzog, der böse Hans genannt, der seine Lust nur an Krieg, an Morden und Brennen fand und damit oft die Marken des brandenburger Landes heimsuchte. Auf einem solchen Raubzuge kam er auch vor Droßen (einem Städtlein im Sternberger Kreise des Frankfurter Reg. Bezirks), um die Bürger zu vertreiben oder zu morden und ihre Wohnungen niederzubrennen. Die Droßner Bürger waren aber keine Memmen, sondern rüsteten sich zu tapferer Gegenwehr. Herzog Hans stürmte mit aller Macht, aber vergebens, denn die Bürger standen Mann an Mann, und nur als sie in der Ferne neue feindliche Heereshaufen gegen sich heranziehen sahn, sank ihnen der Muth; denn ihre Reihen waren lichter und die Kraft der Uebriggebli-

denen matter geworden: man suchte das letzte Heil in der Flucht. Da traten die Weiber zusammen, ermunterten ihre Männer, auszudauern im Kampfe, und sie selbst kochten in allen Töpfen, Pfannen und Kesseln siedendheißen Brei, den sie von der Mauer in solcher Menge gossen, daß die Feinde davon ganz durchnäßt, verbrannt, erstickt und zu schnellem Rückzuge gezwungen wurden. Daher das spöttische Sprüchelchen: Herr Hans hat sich vor Droßen am Brei das Maul verbrannt.

40.

Die versunkene Orgel zu Bernsdorf.

In der Nähe von Bernsdorf liegt ein kleiner, anscheinend grundloser See, aus dessen Tiefe man zu Zeiten Orgeltöne vernimmt. Als die Kirche zu Bernsdorf erbaut ward, ist an dieser Stelle die Orgel bei der Hinfahrt plötzlich versunken und

so der See entstanden. So lange nun der Gesang in der Kirche währt, so lange sollen sich auch die Orgeltöne vernehmen lassen.

Zu Bernsdorf ward ein Kirchlein
von milder Hand gebaut,
d'rin preis't der Mund der Frommen
des Herren Gnade laut;
doch, wie man dort auch freudig singt,
kein Orgelton im Kirchlein klingt.

Die Orgel ist versunken,
als man in's Dorf sie fuhr,
ruht in des Seees Grunde,
und Keiner weiß die Spur;
hat denn die Woge wild empört
der Gläub'gen Andacht so gestört?

Zur nächsten Sonntagsfrühe
singt traurig jeder Mund,
das Lob des Höchsten giebt sich
in heißen Thränen kund.
Da horch! — aus tiefer Fluth erklang
die Orgel mächtig zum Gesang!

Seither an jedem Sonntag,
sobald die Glocken vom Thurm
verhallen, aus dem Grunde

erbrauset Orgelsturm: —
den Herrn preis't Wind und Sonnenschein,
da will nicht stumm die Woge seyn.

Rodnagel.

41.

Reck

von

Volmestein.

Volme= oder Volmarstein, ein Marktflecken am Einflusse der Volme in die Ruhr, liegt im westphälischen Reg. Bezirk Arnsberg, und gehört dem Grafen von der Recke. Von Einem seiner Ahnen lebt folgende Sage.

Ein Reck von Volmestein war weit und breit in den Gauen des Rheins und Westphalens als der tapferste Ritter bekannt, dessen Lanzenstoß und Schwerthieb Keiner zu widerstehen vermochte. Daß er der Ritter eines Fräuleins war, für die er nach der Sitte jener Zeiten

kämpfte, wußte und sah Jedermann an dem silberfarbenen Schleier, der von seinem Helme und Fähnlein wehte!. Und wo dieser Schleier wehte, war stets — vollkommener Sieg! Darob freute sich der Kaiser gar höchlich und fragte ihn scherzend, warum er sich keine eheliche Hausfrau wähle, da er doch so große und reiche Besitzungen und Ruhm und Ehre viel habe, und, fuhr er fort, wenn er sich selbst keine wählen könne, wolle er ihm seine Base vermählen. Auf diese Rede des Kaisers färbte sich des Ritters Angesicht dunkler, und feierlich ernst erwiederte er: Mein Kaiser hat mir Herrliches und Schönes geboten, was ich aber nicht annehmen kann, denn ich bin längst schon verlobt. Der Kaiser, von diesem Geständniß angenehm überrascht, wünschte ihm Glück, und den Namen der Verlobten zu wissen. Der Ritter versicherte, ihn nicht aussprechen zu dürfen, weil er mit Hand und Mund, denselben gegen Jedermann zu verschweigen, gelobet habe. Ich will dein Gelübde lösen, entgegnete mit strenger Miene der Kaiser; doch nennst du mir nicht den Namen deiner Verlobten, sollst du meinen Zorn fühlen. Mag dieser auch hart und schwer seyn und ein meinem Herrn Kaiser treuergeb'nes Gemüth tief schmerzen, so werd' ich mein Wort doch nicht brechen, gab der Ritter Antwort mit festem Tone, nahm seinen Helm und wandte sich zu gehen. Aber der Kaiser entließ den Braven nicht, sondern versicherte, daß seine Drohung nur ein Scherz gewesen sey, und er ihm die Nennung des Namens seiner Verlobten erlasse, da er ihm doch keine Freude machen werde. Der Ritter, die Worte des Kaisers deutend, als ob er seine Verlobte von verächtlichem

oder niederem Stande halte, vermochte kaum seinen Zorn ob solchem Argwohn zu verbergen und versicherte, daß seine Verlobte an Stand, Macht und Sitte nicht geringer als der Kaiser, und eine größere Schönheit weder im Himmel noch auf Erden zu finden sey, als seine Holde, wenn sie am Ufer auftauche im silbernen Gewande! Alle erstaunten über diese Rede, und im Kreise der Höflinge erhob sich ein spöttisches Murmeln. Der Ritter von der Reck aber erbleichte und blickte fast zitternd zur Erde, denn er hatte im Liebeseifer sein Geheimniß verrathen. Doch bald erhob er sich wieder und tobte wie ein Rasender hinaus in die Nacht, und von seinem Helme wehte ein schwarzer Schleier. Der nächste Morgen rief ihn zum Kampfe, und allen Streitern voran wehte, wie ein Panier, der schwarze Schleier. Recks hoher Helm und sein Fähnlein fielen, und der Schleier, roth vom edeln Blute, deckte die Gefallenen.

42.

Das Kreuz in St. Marien

zu

K ö l n.

In der heil'gen Stadt am Rhein
hängt ein alterthümlich Kreuz,
in der Nacht giebt's lichten Schein,
Tröstung manchem Armen beut's.
Aus der Wand hervorgesprossen,
wie die alte Kunde sagt,
ist es schwarz in's Holz geschossen,
das zu rühren Keiner wagt.

Christus traurig niederblickt,
tief das Haupt im Schmerz gesenkt;
wer ihn ansieht, der erschrickt,
wenn er seiner Schuld gedenkt.
Beugt er doch sich ob den Sünden

dieser lastervollen Welt,
wie sein Spruch einst wird verkünden,
wenn das All in Staub zerfällt.

Weit die Arm' am Kreuzesstamm
breitet er wie Gnade flehend,
weil auf sich die Schuld er nahm,
liebreich nach den Kindern sehend.
Doch stets neue Sünden mehren
seine, des Erbarmers, Last,
lasten, drücken und beschweren
ihm das Haupt zur Erde fast.

Und wenn müd' er sich einmal
ganz bis auf den Boden neigt,
reif ist dann die Saat im Thal,
die aus todten Gräbern steigt,
und bei der Posaunen Schalle
öffnet sich der Grüfte Schoos,
legt die Thaten, Thäter alle
vor dem ew'gen Richter bloß.

Wird der Herr dann zum Gerichte
kommen mit der schweren Last,
ruft der Sünder: o vernichte,
Herr, die du gebildet hast!
Fallet über mich, ihr Berge,
ew'ge Nacht, bedecke mich,
daß ich mich vor ihm verberge,
denn sein Zorn ist fürchterlich! —

Nahm ein Maler einst sich vor,
abzufei'n das heil'ge Kreuz;
doch das Aug' umzog ein Flor,
und dem Kecken bald gereut's:
denn die freche Hand verdorrte,
lös'te sich und fiel herab,
Wahnsinn wurden That und Worte,
und er sank in's frühe Grab.

F. Kreuser.

45.

Das Wappen der Schaffgotsche

in

Schlesien.

Diese historische Sage fällt in die Zeiten Kaiser Karls IV., der von 1346 bis 1378 regierte. Die alte gräfliche Familie Schaffgotsch, sonst Gotsche Schoff genannt, ist schon seit dem 14. Jahrhunderte im Besitze der berühmten Burg Kynast (jetzt Ruine) und der damit verbundenen Herrschaft in Schlesien.

Als Kaiser Karl vor Erfurt lag,
das er gewinnen wollte,
erhob sich eine große Schlacht,

die nur erst ruhte mit der Nacht,
weil ihm das Kriegsglück grollte;
doch steckte er das Schwert nicht ein,
bis er sich kann des Sieges freu'n!

Er sammelte um sich die Schaar,
die Tapfern zu belohnen,
und lohnte sie mit Lob und Ehr'
als die Getreuesten im Heer
und werth der Siegerkronen.
Sie freu'n sich deß und jauchzen laut,
und er ernst lächelnd auf sie schaut!

Doch Keinem war er wol so hold
als seinem Waffenträger,
dem Gotsche Schoff, der unverzagt
für ihn das Leben oft gewagt,
ein kluger, tücht'ger Schläger,
denn er ihm stets zur Seite stand,
und beut ihm seine Kaiserhand.

Von Gotsche Schoff's Hand troff das Blut
aus den erhaltnen Wunden,
da wischt er sie am Panzer rein,
der blank erglänzt im Abendschein
wie tausend Feuerfunken;
als mit der Hand er d'rüber fuhr,
sah man der blut'gen Finger Spur.

Dieß Blut, begann der Kaiser d'rauf,
das seh' ich für mich träufen;
d'rum füg' ich deinem Wappen heut,
dem Schafe, für die Folgezeit
noch bei die blut'gen Streifen,
die deine Finger jetzt gemacht;
so sey dir Kaiserdank gebracht!

D'rum führen bis auf diesen Tag
Schaffgotsche noch dieß Wappen,
und Alle führen es mit Recht,
denn Keiner wird von dem Geschlecht
entehren solch ein Wappen!
Die Sanftmuth gilt dem Volksverein,
und Blut, dem Vaterland zu weih'n!

44.

Die Windeckswacht.

Windeck, sonst eine Ritterburg, jetzt ein Vorwerk im Schwetzer Kreise des Reg. Bezirks Marienwerder in Preußen.

«Wenn du, während ich im Kampfe zu dem Kaiser stehe, daheim eines Knäbleins genest, so zünd' auf

dem höchsten Burgthurm ein Feuer an, daß es mir bei meiner Heimkehr schon fernhin ein Zeichen meines Vaterglückes sey.» So sprach Ritter von Windeck scheidend zu seiner ehelichen Hausfrau, die gesegneten Leibes war, und zog zu des Kaisers Heere, das bald einen vollständigen Sieg erfochten hatte. Viel hatte dazu der tapfere Windeck beigetragen, was huldvoll auch der Kaiser erkannte und ihn und seine Nachkommen zu Herren und Grafen ernannte! «Ich bin und bleibe, erwiederte bescheiden Windeck, meinem gnädigen Kaiser und dem Reiche treu, und meine Nachkommen werden desgleichen thun, wenn ich mich, wie ich zu Gott und allen Heiligen hoffe, solcher zu erfreuen habe!» Auf den Sieg folgte der Friede, und Windeck lenkte sein Roß nach der Heimath, sehnsuchtsvoll aufschauend nach den Thürmen seiner Veste, und sein Falkenauge gewahrte schon von weitem die Feuerwacht auf der höchsten Zinne. Schneller und weiter ausschreiten mußte nun das Roß, damit er bald sein holdes Weib und Söhnlein grüße! Tiefgerührt schloß er sein trautes Gemahl in die Arme, herzte und küßte den Knaben und rief: «Zum Andenken an die Geburt dieses Sohnes und an die Huld meines Kaisers, soll auf meinem Burgthurme die Windeckswacht brennen, bis mein Geschlecht — vergeht!»

Und die Wacht brannte manches Jahrhundert, und die Windecke standen in gar mancher Schlacht für Kaiser und Reich und trugen, wie einst ihr Ahnherr, kräftig bei zu glänzenden Siegen. Ehre und Ruhm waren die unzertrennlichen Begleiter ihres Namens und ihrer Thaten. Darüber grollte Ritter Thorwald, der den

Kaiser und seine Freunde bitter haßte und daher Gelegenheit suchte, sich an den Brüdern Windeck zu rächen. Diese glaubte er in einem nächtlichen Ueberfalle zu finden. Schon hatte er mit seinem Troße Windecks Mauern erstiegen, als die Feuerwacht luftiger aufflammte, der Thurmwart mit Macht in's Horn stieß und die Brüder mit ihren Mannen herbei rief, die mit der Schnelle und Gewalt des Blitzes die rachsüchtigen Burgstürmer in den tiefen Graben hinabstürzten.

Bald nach dieser Geschichte stand der Kaiser abermals seinen Feinden gerüstet gegenüber und — vermißte die Windecke. Aber sie kamen und halfen schlagen die Schlacht mit ihren scharfen Schwertern und den Sieg gewinnen. Deß freute sich der Kaiser und schwur ihnen bei ihrer Feuerwacht, daß er ihnen vor allen andern Rittern gnädig seyn wolle. Aber Fürstenwort ist nicht immer festes Wort, ihre Gunst flüchtiger, als des Feuers Rauch; das empfand der letzte Windeck, der mit seinen sieben Söhnen wider Recht von Haus und Hof vertrieben wurde, und die Windeckswacht — verlöschte für immer! In Elend und Dürftigkeit zogen die Unglücklichen von Land zu Land, und nirgends fanden sie Freunde, denn man fürchtete des Kaisers Zorn, der in abermalige Fehde verflochten wurde, wo es sein Leben, seine Krone galt! Da erschien unerwartet Windeck mit seinen sieben Söhnen und sprach zum Kaiser: Auch wider Recht verurtheilt und der Noth dahingegeben sind die Windecke keine Verräther! Wir bieten Euch unsern Arm zum Kampfe! Mit heimlicher Freude nahm der Kaiser das Anerbieten an und versprach ihnen Huld und

Gnade. Die Schlacht begann und endete, und der Kaiser — freute sich des Sieges. Wo sind die braven Windecke? fragte er, und man führte ihn dahin, wo der Greis mit allen seinen Söhnen erschlagen lag! Die Leichen wurden nach der Burg ihrer Väter gebracht, und hell leuchtete dazu die Feuerwacht durch die Gauen zum letztenmal. Die Windecke hatten geendet und ihre Wacht blieb auf immer verloschen.

45.

Wehrstedt
bei
Halberstadt.

Was kündet uns des Wächters Horn,
was aller Glocken Klang?
was rennt erschrocken Jung und Alt
die Straßen dort entlang?

Der Feind ist nah! der Feind ist da!
uns ward die bange Kund';
schon stürmet draußen Wall und Thor
der grimme Heidenhund.

Weh', unsre Krieger sind verzagt,
ein Heide rief herein:
Und sind wir erst in eurer Stadt,
so bleibt nicht Stein auf Stein! —

Und immer größer wird die Noth;
die Hülfe noch gebricht,
als schon das blut'ge Abendroth
erblaßt im Mondenlicht.

Im Städtlein heulet alles Volk,
zusammen Jung und Alt.
Der Bürgermeister Ruh' gebot,
ein Mann, hoch von Gestalt.

Die Söhne fraß mir all' der Tod,
spricht er; sie ruh'n im Grab';
soll ich als Greis und ohne Ruhm
zu ihnen geh'n hinab?

Doch nein — ich ruf', ich rufe sie
aus ihres Grabes Schoos:
vernehmt, ihr Todten, unsre Noth,
vernehmt des Landes Loos!

O, steigt aus eurer Ruhe auf,
ergreifet Schild und Speer
und werbet, was uns nicht gelang,
jetzt unsrer Mauern Wehr!

Da klappert's hier und rappelt's dort,
die Gräber thun sich auf,
es steigt im modernden Gewand
ein Todtenheer herauf.

Unheimlich nicken Schädel weiß,
es rasseln Schwert und Bein,
das schreitet lang und schreitet kühn
im blassen Mondenschein.

Ein wilder Schreck die Heiden faßt,
sie flieh'n verwirrt und bang.
Sie stehen nicht, und tolle Hast
treibt sie das Thal entlang.

Das Städtlein aber, das so schnell
ein Todtenheer bemannt,
wird Wehrstedt in des Volkes Mund
seit jenem Tag genannt.

Nodnagel.

46.

Das stille Kind

bei

Erfurt.

In der Gegend von Erfurt wandelte über Felder und Fluren ein Mädchen, noch im Kindesalter, immer allein. Sein bleiches Gesicht mit den glanzlosen Augen und sein weisses Kleid ließen leicht in ihm eine gespenstische Erscheinung erkennen! Niemand weiß, woher es kommt und wohin es geht; bemerkt aber, daß, wo es mit seinem braunen Stabe in der Hand gewandelt, alle Blumen geknickt und abgeschlagen waren. Niemand wagte es, das Kind anzureden, weil in dessen Nähe Jedem Grausen und Schauer überfiel und das Kind nur stets mit sich selbst in einer für Menschen unverständlichen Sprache redete. Nur ein Bauer hatte einmal die Keckheit es anzureden und, da er keine Antwort erhielt, es sogar zu schlagen, was ihm aber schlecht bekam, denn er wurde von diesem Augenblicke an wahnsinnig.

Das kindliche Gemüth
trägt, wenn es Blumen bricht
und dummer Neugier schweigt,
der Schläge Strafe nicht.

47.

Froben's Denkmal

bei

Fehrbellin,

einem Städtchen im Regierungsbezirke Potsdam, in dessen Nähe die Dörfer Linum, Hakenberg und Dechtow liegen und an der Landstraße sich ein Denkmal befindet. Dieses erinnert an eine großherzige That der Vorzeit. Es war nämlich im Jahre 1675, als hier Friedrich Wilhelm, genannt der große Churfürst von Brandenburg, die 16 — 20,000 Mann zählenden Schweden unter dem General Wrangel überfiel und mit 6000 Reitern in die Flucht jagte. Er ritt einen großen, wilden Schimmel; das wußten die Feinde und richteten ihre Geschütze sorgfältig dahin, wo sie den Schimmel sahn, und um ihn her fielen die Kugeln ausgestreut, wie eine eiserne Saat. Dem alten, wackern General Dörflinger, der aus seiner frühern Dienstzeit bei den Schweden die Trefflichkeit ihres Geschützes kannte, fing an zu bangen vor des Churfürsten Leben, und er bat ihn, seitwärts zu reiten. Der Churfürst aber hört nicht des Generals Wort oder mag es nicht hören,

obgleich die Kugeln immer dichter fallen, und der Schimmel, als ob er ahne, wem es gelte, wild steigt und scheu die Erde stampft. Die Gefahr wächst, und doch wagt Dörflinger es nicht, noch weniger andere Officiere, die Bitte, von diesem Platze zu weichen, zu wiederholen. Da kommt der Stallmeister Froben und macht den Churfürst aufmerksam, daß er mit dem Schimmel nicht vorwärts kommen könne, weil er sich vor dem Gewehr scheue und Launen habe, dafür lieber seinen Braunen nehmen solle; er wolle unterdeß den störrigen Schimmel wieder zurecht reiten! Das that der Churfürst ungern, denn der Schimmel war sein Leibroß; da er aber meinte, daß Froben als Stallmeister das besser verstehe, ließ er sich den Tausch gefallen, und Froben eilte mit dem Schimmel aus der Nähe des Churfürsten und hielt erst in einer großen Entfernung von ihm still. Von dem Augenblicke an fielen weniger und bald gar keine Kugeln mehr in die Nähe des Churfürsten, was diesem und seinen Begleitern seltsam vorkam. Sie wurden aber Alle bald aus ihrer Verwunderung gerissen, als das feindliche Geschütz wieder heftiger und schneller seine Schüsse hören ließ und alle seine Kugeln dahin richtete, wo Froben mit dem Schimmel hielt, der bald hoch aufsetzte und mit seinem blutenden Reiter zugleich in den Sand sank. Der Churfürst sah ihn fallen und rief halblaut: Ha, Froben, war das so gemeint! und der alte Dörflinger setzte hinzu: Wacker war's gemeint! Darauf wurde der Angriff der Brandenburger heftiger und der Sieg errungen! Froben's edler Aufopferung wurde das er-

wähnte Denkzeichen an der Straße errichtet und auf die gewonnene Schlacht wurden Fehrbellinsthaler in zwanzig verschiedenen Geprägen geschlagen.

48.

Der Trunk aus dem Stiefel zu Rheingrafenstein

bei

Kreuznach.

Da droben saßen sie allzumal
und zechten im alten Rittersaal.
Die Fackeln glänzten herab vom Stein
und schimmerten weit in die Nacht hinein.

Es sprach der Rheingraf: «Ein Courier
«ließ jüngst mir diesen Stiefel hier;
«wer ihn mit einem Zug wird leeren,
«dem soll Dorf Hüffelsheim gehören!»

Und lachend goß er mit eig'ner Hand
voll Wein den Stiefel bis an den Rand,
und hob ihn mitten wohl in den Kreis:
«Wohlan, ihr Herren, ihr kennt den Preis!»

Johann von Sponheim hielt sich in Ruh'
und wünschte dem Nachbar Glück dazu,
und dieser, Meinhart war's von Dhaun,
zog scheu zusammen die dunkeln Brau'n.

Verlegen den Bart sich Flörsheim strich,
und Kunz von Stromberg schüttelte sich,
und selbst der muthige Burgkaplan
sah den Koloß mit Schrecken an.

Doch Boos von Waldeck rief von fern:
«Mir her das Schlückchen! Zum Wohl, ihr Herr'n!»
und schwenkte den Stiefel und trank ihn leer
und warf sich zurück in den Sessel schwer,

und sprach: «Herr Rheingraf, ließ der Courier
«nicht auch seinen andern Stiefel hier?
«wasmaßen in einer zweiten Wette
«auch Roxheim gern verdienet hätte.»

Deß lachten sie Alle und priesen den Boos,
und schätzten ihn glücklich als bodenlos;
doch Hüffelsheim mit Maus und Mann
gehörte dem Ritter Boos fortan.

G. Pfarrius.

Hans Boos von Waldeck hatte seine väterliche Burg unweit Castellaun auf dem Hundsrücken gehabt, war aber als Zechbruder verarmt und in eine armselige Herberge nach Hüffelsheim gezogen. Der Rheingraf nahm Boos in seine Dienste und gab ihm den Freihof, den er bewohnte, zu Lehen. Einst schlug Graf Sponheim im Scherz vor, Boos solle seinen Stiefel leeren. Man wettete, und der Rheingraf verhieß ihm Hüffelsheim auf ewige Zeiten, mit allen Rechten und Gilden, Mansen und Leuten. Die Urkunde wird ausgefertigt und unterzeichnet. Boos trank den Stiefel leer, rief dann aber wankend: Ich sterbe! Der Rheingraf faßte voll Schreck den Wankenden, der todtbleich in seine Arme sank und mit den Worten seinen Geist aufgab: «Es war ja für mein Weib und meine Kinder!»

(S. Bilder aus dem Nahethal.)

49.

Entstehung des Klosters Steinfeld

bei

Altenahr,

einem Flecken im Ahrweiler Kreise des Regierungsbezirks Coblenz. Graf Sibodo von Hochsteden war Herr von Altenahr und ein reicher, mächtiger, aber auch frommer und zu jener Zeit gelehrter Ritter, der gern heiligen Handlungen zuschaute. So traf es sich auch einst, daß er bei der Taufe eines Kindes zugegen war und nachher seinen Hofmeister fragte, ob man ihn (den Ritter) bei seiner Taufe auch mit dem heiligen Kreuze bezeichnet habe? Und als Jener es bejahete, äußerte er, daß er es also nicht nöthig habe, sich selbst noch immer damit zu segnen, und unterließ von der Zeit an den christlichen Gebrauch. Bald nachher meldete sich bei dem Grafen ein junger, stattlicher Mann als Diener, welcher versicherte, viele Länder gesehen zu haben, und Lespion hieß. Der Graf bedurfte eben eines Dieners und nahm den Mann, der ihm verschlagen und gewandt zu seyn schien, in seine Dienste, und bereuete es nicht: denn der Diener war

überall schnell, entschlossen und nicht zu ermüden, und zeigte eine beispiellose Anhänglichkeit an seinen Herrn, den er überall begleitete, dem er Kurzweil verschaffte, dessen Rechtlichkeit und Frömmigkeit er aber auch nach und nach zu verführen suchte. Der Graf wurde immer berühmter durch seine Ritterlichkeit, denn überall, sowohl in heimischen Fehden, als auf Pilgerzügen gegen die Ungläubigen, führte er, von seinem Diener begleitet, den Sieg herbei. Einen solchen hatte er auch einmal im Eifellande erfochten, und entfernte sich, um sich in der Einsamkeit desselben zu freuen, von seinen Knechten. Ermüdet von dem Kampfe und seinen Gedanken sich hingebend setzte er sich unter einen Baum, sah dem Untergange der Sonne zu und — entschlummerte. Die Feinde hatten seine Entfernung von dem Heerhaufen und seinen Weg erspäht und schlichen ihm nach, um ihn gefangen zu nehmen oder zu tödten. Schon waren sie ihm ganz nahe, als sie Lespion gewahrte und seinen Herrn weckte, in demselben Augenblicke aber ihn auf seinen Rücken lud. Der Graf fragte, was er vorhabe. Statt der Antwort hörte er den Waffenlärm der herbeieilenden Feinde, fühlte aber auch zugleich, wie sich sein Diener mit ihm so hoch in die Luft erhob, daß ihm der Rhein im Mondscheine wie ein silberglänzendes Band erschien. Jetzt wußte der Graf, wer sein Diener sey, und seufzte halblaut: Gott sey mir gnädig! Schweig mit deinem Spruche, entgegnete der Diener mit einer rauhen, ihm sonst gar nicht gewöhnlichen Stimme, sonst tauf' ich dich im Rheine, daß du daran für immer genug hast! Der Graf, der

nun überzeugt war, daß sein Diener Niemand anders als der Böse sey, schwieg und ließ sich von ihm sicher an das andere Ufer des Rheines tragen. Hier angekommen war Lespion wieder der alte treue, gehorsame Diener, der keine Gelegenheit versäumte, sich seinem Herrn gefällig zu zeigen; bei dem Grafen aber kehrte die sonstige Liebe und Herzlichkeit zu seinem Diener nicht wieder. Da er nicht wußte, wie er seiner los werden sollte, und in seinem Gemüthe Unglauben und Leichtsinn schon einige Wurzel geschlagen hatten, beruhigte er sein Gewissen mit dem Gedanken, daß er mit dem Bösen keinen Vertrag gemacht, dieser also keine Macht über ihn habe, und behielt ihn in seinem Dienste. Einstmals ritt er mit ihm nach Cöln und kehrte dort in einer Herberge ein. Beide gingen zur Ruhe. Als aber der Graf im besten Schlafe war, stürzte Lespion in seine Kammer, riß seinen Herrn aus dem Bette, warf ihm den Mantel um und nöthigte ihn, schnell in's Freie zu eilen, und kaum waren Beide über die Schwelle, als das Haus — zusammenstürzte und alle Inwohner unter seinen Trümmern begrub. Einige Jahre später wurde die Gräfin so gefährlich krank, daß Alle an ihrer Genesung zweifelten und nur Einer der Aerzte die Kranke mit einer Arzenei, von Löwenmilch und Drachenblut gemischt, retten zu können versicherte. Das schien Spott zu seyn, denn woher sollte solche Arzenei kommen? Als aber Lespion davon hörte, versprach er, sie in wenig Stunden herbei zu schaffen, und ritt wenige Secunden nachher zum Thore hinaus. Die übrige Dienerschaft gaffte dem davon Eilenden

nach; die Aerzte, an der Möglichkeit der Herbeischaffung zweifelnd, konnten ein höhnisches Lächeln nicht verbergen, der Graf aber schaute ernst durch's Fenster in die Ferne, denn er wußte, wer sein Diener, und daß diesem Außerordentliches möglich war. Und er hatte richtig geahnet, denn nach zwei Stunden war Lespion mit der Arzenei zur Stelle, und mit ihr die Gräfin gerettet. So lieb dieser aber auch Leben und Gesundheit war, wurde sie doch sehr unruhig, als sie von ihrem Gemahle hörte, wer der wunderbare Diener sey, und drang ernstlich auf seine Entfernung, in die aber der Graf nicht willigen wollte, weil sich Lespion immer treu und dienstfertig bewiesen, auch sein und seiner Gemahlin Leben mehrmals gerettet habe, versprach aber auf ihre Bitten, dem Herrn eine Kirche und ein Kloster zu bauen. Die Gräfin selbst wählte dazu den Platz auf einer öden, steilen, felsigen Anhöhe, Steinfeld genannt. Diese Absicht des gräflichen Paares mußte aber nothwendigerweise dem Diener verborgen bleiben, und doch sollte er durch seine Kräfte den Bau fördern. Man sagt, der Teufel sey listig, und er ist doch so oft von den Menschen betrogen worden! In dem Ardenner Walde, wo das Steinfeld liegt, gab es viel Wild, auf das der Graf gern Jagd machte, und Lespion begleitete ihn. Einstmals lenkte er nun den Zug nach dem Steinfeld, um dort auszuruhen, und äußerte gegen seinen Diener, daß es recht angenehm seyn würde, wenn hier, wo es an allen Wohnungen fehle, ein Jagdschloß stände, wo man, ermüdet von der Jagd, einkehren und fröhliche Gelage halten

könnte; bei der Erbauung sollte Lespion helfen. Dieser, als er die lustige Bestimmung des Baues erfuhr, versprach sogleich alles Mögliche zu thun; und er hielt Wort, denn in ungewöhnlich kurzer Zeit war ein schönes, geräumiges Gebäude mit Gemächern, Sälen und Gängen bis zum Schlußsteine der obersten Wölbung vollendet! Nun dünkte es dem Grafen Zeit, die wahre Bestimmung des Gebäudes kund zu geben: deshalb stieg er hinauf zur höchsten Spitze desselben und pflanzte dort — ein Kreuz auf; aber kaum hatte er es fest gestellt, als der Teufel in der Luft mit einem sehr großen Steine geflogen kam, mit dem er die Wölbung schließen wollte. Als er das Kreuz sahe, brüllte er Verwünschungen und schleuderte den Felsblock mit aller Kraft nach dem Gebäude; aber eine höhere Macht, als die seinige, ließ ihn bei dem heiligen Hause vorbei und bei dem jetzigen Orte Diefenbach zur Erde fliegen, wo er noch liegt und der Teufelsstein genannt wird. Der Diener Lespion aber war nun auf immer verschwunden.

Das Kloster zu Steinfeld wurde vollendet, reich begabt und von Nonnen des Benedictinerordens bezogen. Noch jetzt sind seine großartigen Gebäude auf einem Hügel des Schleidner Kreises im Eifellande zu schauen.

30.

Albertus Magnus

in

Cöln.

Graf Wilhelm von Holland, zum deutschen König gewählt, belagerte als solcher die Stadt Aachen im Jahre 1248, zog aber zum Christfeste nach Cöln, um es hier ruhiger und heitrer zu feiern. Dazu sollte auch Albertus, mit dem Zunamen Magnus, beitragen. Dieser Albertus war weit und breit wegen seiner Gelehrsamkeit berühmt, besonders in der Naturkunde, Mathematik und Mechanik, und hatte z. B. unter vielen andern Kunstsachen auch eine Bildsäule verfertigt, die ihm auf seine Fragen Antwort gab. Es war also kein Wunder, wenn man ihn einen Nekromanten oder Schwarzkünstler nannte. Diesen nun ließ der König zu einem Abendschmause einladen und begehrte von ihm, einige seiner Künste zu seiner und der Gäste Ergötzlichkeit zu zeigen. Albertus konnte und wollte das Begehr des Königs nicht ablehnen und nahm einen Krug voll Rheinwein, murmelte darüber einige Worte, und augenblicklich fuh=

ren aus dem Kruge bläuliche Flämmchen. Darauf spritzte er den Wein gegen die Decke, und sämmtliche Gäste suchten ihre Köpfe unter dem Tische und auf andere Weise vor den herabfallenden Feuertropfen zu bergen; diese aber verwandelten sich in kleine bunte Vögelchen, die lustig umherflatterten und lieblich sangen. Das gefiel dem König und seinen Gästen sehr wohl; daß aber aus den Bechern, wenn man daraus trinken wollte, Flammen fuhren, mochte den durstigen Rittern und Herren nicht gefallen.

Nachdem diese feenartigen Erscheinungen einige Zeit die Gesellschaft unterhalten hatten, schritt Albertus feierlich einige Mal um die Tafel, die nur mit spärlichen und trockenen Gerichten, wie solche der Winter liefert, besetzt war, und — diese waren in die süßesten und reizendsten Früchte, wie sie nur der Sommer bietet, verwandelt. Köstliche, seltne Früchte erquickten Gesicht und Geruch, und die ganze Tischgesellschaft eilte, auch den Geschmack daran Theil nehmen zu lassen. Aber als sie die lieblichen, süßen Früchte zu erfassen glaubten, schwand der Zauber, und die königlichen Herren hielten — einander bei den Nasen, oder steckten die Finger in den Mund, oder kaueten an den Zipfeln ihrer Mäntel. Der Hofnarr saß unter der Tafel und hatte einen Kuhschwanz zwischen den Zähnen. Anfänglich ärgerten sich die Herren, theils, daß sie um den gehofften Genuß betrogen, theils, daß sie von dem Schwarzkünstler zum Gegenstande des Lachens gemacht worden waren; da es aber Alle ohne Ausnahme betroffen, mußten sie endlich doch über die lustige Verwandlung lachen.

Nach aufgehobener Tafel fragte Albertus den König, ob er wol seinen Blumengarten zu sehen wünsche. Der König und alle Anwesende lachten bei dieser Frage laut auf, denn es lag draußen ein ellenhoher Schnee und gab nur an den gefrornen Fensterscheiben Blumen, welche selbst das riesige Kaminfeuer nicht aufzuthauen vermochte; aber Alle, guter Laune, folgten unwillkührlich dem Magier durch ein enges Pförtchen hinaus in's Freie und traten in einen Garten, wo Alles grünte und blühte, wie an dem schönsten Maitage. Die gewürzreichsten Düfte benebelten ihre Sinne, der seltensten und schönsten Vögel Gesang bezauberte ihr Ohr, die reifsten und süßesten Früchte jeder Art luden sie ein zum Pflücken. Das thaten denn auch schnell alle Anwesende und wollten sich, am Blumenrande eines Springbrunnens gelagert, daran gütlich thun. Der Narr warf in übermüthiger Lust seine Schellenkappe auf einen Baum und kletterte hinauf, um sie wieder herabzuholen. Alle waren entzückt, als Albertus wieder seine Kunst übte, und verschwunden waren Frühling, Blumen und Früchte; statt letzterer hielten die Herren dürre Holzreiser, Tannenzapfen, Feldrüben, Krautstrünke und dergl. in den Händen, und der Narr saß zwischen den eisernen Gitterstäben eines Fensters, aus denen er nicht loskommen konnte, und schrie deshalb jämmerlich. Der König und seine Edelherren freuten sich dieser Künste, welche nachfolgende Ballade etwas anders erzählt, und entließen Albertum reichlich belohnt. Er soll drei Jahre vor seinem Tode ganz dumm und einfältig geworden, zu Cöln 1280 verstorben und daselbst begraben worden seyn.

51.

Das seltene Gastmahl

zu

Cöln.

Einst lebt' ein Mönch zu Cöln am Rhein,
der manches Wunder schuf,
halb in des Zaub'rers argem Schein,
halb in des Frommen Ruf;
Albertum Magnum hieß man ihn,
und weil er immer hold erschien,
so war er gern gelitten
in Volks und Hofes Mitten.

Der ging den Kaiser Wilhelm an:
«Herr, oft an deinem Mahl
hab' ich Bescheid dir schon gethan
aus goldenem Pokal;
da du so lang geehrt mich hast,
so sey auch du einmal mein Gast
mit deinen Dienern allen
in meinen Klosterhallen.»

Der Kaiser sprach: «Mein Wort zum Pfand
doch dich begreif' ich kaum;
hast du der Diener g'nug zur Hand
und für uns Alle Raum?
Für fünf ist schmal die Zelle dein,
der Klostersaal ist eng und klein,
wenn ich mich zu dir finde
mit allem Hofgesinde.»

D'rum laß du sorgen deinen Knecht,
er wird sich Raum erseh'n,
es wird wol Alles gut und recht
und nach Gefallen geh'n.
Hin ging der Mönch, als er so sprach;
der Kaiser lacht und blickt ihm nach, —
«das wird ein Gastmahl werden
wie kein's ich sah auf Erden!»

Doch als der Tag des Mahles kam,
da rief er sein Geleit,
und warm Gewand ein Jeder nahm,
ein pelzverbrämtes Kleid;
denn draußen strich der Wind gar wild,
die Straßen waren schneeverhüllt,
die Flüss' und Bäch' und Bronnen
mit Eisglanz übersponnen.

Sie ritten vor das Klosterthor,
das weit schon offen war.
Albertus Magnus stand davor
in vieler Knaben Schaar;

der Knaben fünfzig, schön und zart,
sie nahten sich mit feiner Art
und nahmen ab die Rosse
dem Kaiser und dem Trosse.

Dann ging der Mönch den Herr'n voran
durch manchen dunkeln Gang,
bis er ein Pförtlein aufgethan,
d'raus Helle blendend drang;
die Helle, wie vom sonn'gen Tag,
sie kam vom Schnee, der üb'rall lag;
da stunden, voll Erwarten,
die Gäst' im Klostergarten.

Der Mönch schritt immer weiter fort,
der Kaiser folgte stumm
bis mitten in den frei'sten Ort,
dort sah er staunend um;
dort stand die Tafel, lang und breit,
und hundert Schüsseln d'rauf gereiht,
doch unten Schnee, und oben
der Himmel dunstumwoben.

Wol harrten fünfzig Knaben hier
in gold'ner Kleider Schein,
wol strahlte der Geschirre Zier
und funkelte der Wein;
doch standen rings auch Baum und Strauch
im Winterkleid, vom Reife rauch,
und rauschten mit den Aesten
den Willkommgruß den Gästen.

Ein Murren schlich sich durch den Kreis,
schon war's dem Schelten nah,
und Einer sprach zum Andern leis':
«der Teufel speise da!»
Doch weil der Kaiser ruhig war,
so blieb es auch die Dienerschaar;
sie setzten sich zu Tische
in dieser Winterfrische.

Da sprach der Mönch: «Ihr lieben Herr'n,
bei diesem Festgelag,
da wolltet ihr gewißlich gern
heut einen Sommertag;
wohlan, ich bin der gute Mann,
der nichts dem Gast versagen kann,
es soll sich euer Willen
im Augenblick erfüllen.»

Und einen Becher trank er aus,
die Augen glanzerhellt,
den andern goß er weit hinaus
in's winterliche Feld,
und wo ein Tropfen sich ergoß,
der Schnee in weitem Kreis zerfloß,
man sah hervor mit Blinken
den frischen Rasen winken.

Und plötzlich hauchte linde Luft
der Gäste Wangen an,
und Wohlgeruch, wie Veilchenduft,
strich sachten Zug's heran,

am Himmel riß der Nebeldampf,
es ward ein wilder Wolkenkampf,
zuletzt mit warmem Strahle
schoß Sonnenglanz zu Thale.

Da ward es oben licht und blau,
und unten mählich grün,
der kalte Schnee ward weich und lau,
und floß in Strömen hin;
die spitzen Halme strebten auf,
und Knospen guckten frisch herauf;
die Bäume, froh erschrocken,
entschüttelten die Flocken.

Und wärmer ward der Sonne Blick,
es borst des Springbrunn's Eis,
er schoß hinauf und fiel zurück
und sprühte hell im Kreis,
und in der Beete weitem Rund
entblühten Blumen dicht und bunt,
und rings begann an Zweigen
sich Blüth' und Blatt zu zeigen.

Zugleich erhob sich wirrer Zug
von Käfern aller Art,
der Falter kam im leichten Flug',
die Biene, dichtgeschaart,
und Zeisig, Fink und Nachtigall
wetteiferten in hellem Schall
und sangen frohe Lieder
von allen Bäumen nieder.

Und während ihres muntern Sang's
ging hoch die Sonn' empor,
und heißer ward's, und mächt'gen Drang's
stieg Blum' an Blum' hervor,
zum Fruchtkeim ward die Blüth' in Hast,
bald hingen rings an jedem Ast
im gold'nen Sonnenlichte
die gluthgereiften Früchte.

Wie staunten da den Wundermann,
dem solch' ein Werk gelang,
der Kaiser und die Seinen an,
halb froh und halb auch bang;
sie starrten lautlos um sich her,
der Ritter keiner murrte mehr,
sie hatten All' vergessen
das Trinken und das Essen.

Zuerst erhob der Kaiser sich
und sprach mit mildem Laut:
«Nicht fassen kann man sicherlich,
was heute wir geschaut;
doch danken wir dem Gastherrn gut,
der uns erschuf die Sonnengluth,
und freuen uns auf's Beste
bei diesem Wunderfeste.»

Und weg warf er von Brust und Arm
das läst'ge Winterkleid;
die Speise war noch völlig warm,
er that ihr ernst Bescheid,

und Alle tranken nun in Ruh'
Gesundheit ihrem Wirthe zu
und freuten sich des Tages
im Jubel des Gelages.

Erst als der Sonne Scheidestrahl
schon trüb' herniederfloß,
erhoben sich vom reichen Mahl'
der Kaiser und sein Troß;
der Mönch gab wieder das Geleit,
und draußen fanden sie verschneit
in hochgethürmten Massen
die hartgefror'nen Straßen.

Da sprach der Kaiser: «Was wol mag
so selt'nem Wirth ich bieten
für seinen gold'nen Sommertag,
die Lieder und die Blüthen?
du schufst im engen Klosterraum
mir einen schönen wachen Traum,
auch ich lass' mich nicht schelten
und will ihn dir vergelten.

«Ich will in dein und Klosters Huth
zu ewigem Gedenken
der Güter mein das beste Gut
mit Land und Leuten schenken:
doch sorge wohl, daß Sonnenschein
das ganze Jahr lang müsse seyn,
und nimmer Winter werde
auf deiner eig'nen Erde.»

Herr Kaiser, sprach der Mönch darauf,
auf das will ich verzichten,
die Welt hat ihren rechten Lauf
bei Schnee und Blüth' und Früchten;
was heut', was einmal ist gescheh'n,
das wird kein Auge wieder seh'n,
und nimmer ich's begehre,
was dir geschah zur Ehre.

Der Himmel hat der Gaben viel,
der Gnad' auf mich ergossen:
doch brauch' ich sie zu falschem Ziel,
so mag er mich verstoßen;
er half mir heute beim Gelag —
doch jeder Tag ist Sommertag,
an welchem sich in Treuen
die Guten schuldlos freuen.

K. E. Ebert.

52.

Der Ritter von Steklenberg

bei

Quedlinburg.

Diese Sage fällt in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Die Ruinen der Burg Steklenberg liegen nebst dem Dorfe gleiches Namens an der Nordseite des Harzes, zwei Stunden von Quedlinburg.

Nicht zinse ich dem Domherrn mehr
im Quedlinburger Stift;
sie mästen sich von meinem Gut,
von meiner Weidetrift!

Nicht zahl' ich ihnen ferner Gold,
nicht Weizen, Holz und Wein,
kurz, ich will für die dicken Herr'n
nicht mehr Verwalter seyn!

So sprach der Ritter Steklenberg
und schwur bei seinem Schwert,
daß er fortan nicht gäbe mehr,
was sonst das Stift begehrt.

Das aber braucht des Ritters Zins
zu seinem Fortbesteh'n
und kann darum gleichgültig nicht
auf dessen Weig'rung seh'n.

Zuerst versucht in Güte es
zu ändern seinen Sinn,
denn ihm und auch den Domherr'n bringt
das Streiten nicht Gewinn.

Der Ritter lacht und denkt für sich:
das Reden habt ihr frei.
Die Stiftsherr'n krümmen mir kein Haar,
wie groß ihr Zorn auch sey!

Nun nahm der alte Burgpfaff' sich
des bösen Handels an
und stellte ernst dem Ritter vor,
wie übel er gethan!

Laß gut seyn, Alter, dieser spricht,
hast du bei mir wol Noth?
Wer sich in fremde Händel mischt,
verliert sein eignes Brot.

Das Alles mit betrübtem Sinn
die fromme Hausfrau sah,
sie bat mit Thränen den Gemahl,
zu thun, was sonst geschah!

Ihn mache ja der Zins nicht arm,
wie ihn das Stift begehrt,
weil Gott ihm großen Ueberfluß
an Hab' und Gut bescheert.

Wie frei führt doch ein Ritterweib
der Pfäfferei das Wort!
(entgegnet höhnisch Steklenberg)
fahr' in der Rede fort. —

So nahm der Ritter Steklenberg
von Niemand Lehre an,
bis der Bischof von Halberstadt
ihn in den Bann gethan.

Auch das nicht beugte seinen Sinn,
nur bitt'rer ward sein Spott,
ja es erschien ihm lächerlich
des Pfaffen Banngebot.

Könnt lange bannen, eh' ihr mir
damit ein Bein zerbrecht,
rief lachend er, es gilt bei mir
nicht euer Kirchenrecht!

Einst saß mit seinem Eh'gemahl
und mit dem Burgkaplan
er an der Tafel, füllte sich
den Krug bis oben an,

und rief dem Pfaffen in's Gesicht:
Hoch lebe, der mich hat
in Bann gethan, der lustige
Bischof von Halberstadt.

Doch kaum war seinem bösen Mund
des Hohnes Wort entfloh'n,
traf rächend auch den Lästerer
des Himmels Strafe schon.

Indem er noch den Krug erhob,
fiel er — zur Erde todt.
«Verachtet Gottes Diener nicht
und ehret ihr Gebot!»

Mit diesen Worten hielt sofort
die Parentation
der Pfaff': — «Wer nicht auf Warnung hört,
der findet solchen Lohn!»

53.

Corporal Spohn

zu

Coblenz.

Man kennt in Coblenz und im Thal
noch Spohn, den großen Corporal.

Was that der Spohn, daß man ihn kennt?
verdient er wol ein Monument?

Der Spohn war ein getreuer Mann,
getreuer'n Niemand finden kann.

Seinem Kaiser diente treu der Spohn,
sein Kaiser hieß Napoleon.

Der hatt' in der Dreikaiserschlacht
sich vorgewagt mit Unbedacht.

Da ward er plötzlich angesprengt,
von Feinden rechts und links bedrängt.

Kosacken sind's; auf schnellem Roß
entflieht der Kaiser vor dem Troß.

Hier aber hemmt Gebüsch den Ritt:
der Kaiser ist des Lebens quitt.

Das sah der Spohn, der war nicht faul:
«Herr Kaiser,» rief er, «mir den Gaul,

«Mir den berühmten, eck'gen Hut,
flieht, eure Rolle spiel' ich gut!»

Zur Erde sprang Napoleon,
auf seinem Schimmel saß der Spohn.

Den eck'gen Hut wol auf dem Haupt,
der Feind sich nicht betrogen glaubt.

Er sprengt heran und jauchzt dem Fang,
und sieht zu spät, daß er mißlang.

Als so den Corporal sie schau'n
da ward der Spohn zusammengehau'n.

Der Kaiser lief im schnellen Lauf,
hat einen Corporalshut auf.

Von dieser Zeit, hört' ich einmal,
hieß er der kleine Corporal.

Der große Corporal war Spohn,
war größer als Napoleon.

K. Simrock.

54.

Die Domburg

bei

Halberstadt.

Die Ruinen der Veste Domburg sind noch jetzt im Hakelwalde bei Halberstadt im Reg. Bez. Magdeburg zu sehen. Die Sage gehört in das Mittelalter und namentlich in die Zeit des Verfalls des Ritterwesens.

Auf der steilen Domburg lebte
Ritter Hoim in Saus und Braus,
und nur Sauf- und Spielgesellen
zogen bei ihm ein und aus.
Fluchen und das Heil'ge lästern
in dem Arm der Buhlerschwestern,
das war heute so wie gestern
ohne Rast und Ueberdruß
seine Sitte, sein Genuß.

Aber solches Sündenleben
macht' ihm Küch' und Keller leer;

doch das kümmerte ihn wenig:
denn mit seiner Knechte Heer
raubte er in Wald und Haide,
überfiel die Handelsleute,
nahm die Waar' als gute Beute,
führt' sie auf sein Felsenschloß,
wo er lachend sie genoß.

Da traf ihn bei Spiel und Humpen
jeder Morgen, jede Nacht,
und wer ihn zur Beſſ'rung mahnte
wurde höhnisch nur verlacht.
«Laßt mir Spiel und volle Becher,
singt und tanzt durch die Gemächer
an der Buhlin Arm, ihr Zecher
(rief der Ritter); das ist fein,
so ein Leben kann mich freu'n!»

Und in dieser Lebensweise
traf ihn einst die Mitternacht,
als sein Burgvoigt ängstlich jammernd
ihm die Kunde überbracht',
daß ein Sturm die Burg umbrause,
Bäum' entwurz'le, heulend sause,
und der Blitz das Dach am Hause
ganz zerschmettert; ihm sey bang,
's komme der Welt Untergang.

«Nun je toller, desto besser,
rief der Ritter, hab' ich's gern;

zecht Kumpane, spielt ihr Harfner,
wir sind unsre eignen Herr'n!
Wenn wir jubeln, buhlen, schmausen,
mögen dazu immer draußen
Donner, Blitz und Stürme brausen;
so das Leben mich erfreut,
mag nicht Himmelsseligkeit.»

Und mit diesen Frevelworten
hob er seinen Becher hoch:
«Haben Harfner, Wein und Dirnen,
um was kümmern wir uns noch!»
Kühner macht er seine Schritte, —
sieh, da fällt mit Einem Tritte
nieder in des Saales Mitte
fluchend er — und blutigroth
färbt's den Boden — er ist todt!

Kaum erscholl des Todes Kunde
schnell und schaurig durch die Gau'n,
nahmen Feinde seine Veste
und erschlugen Knecht' und Frau'n.
Aber seines Raubes Beute
wegzunehmen, hat bis heute
Keinem noch gegeben Freude;
denn Gespenster halten Wacht
dabei grimmig Tag und Nacht!

Und allmitternächtlich leuchtet
grausigroth der Rittersaal,

hört man drinnen jubeln, tanzen,
klingen Harf' und Weinpokal,
sieht man Diener geh'n und kommen
(wie zu seinem Nutz und Frommen
Mancher schon hat wahrgenommen),
bis die erste Stunde schlägt
und den Spuk zur Ruhe trägt!

55.

Das Rad im Wappen

zu

Mainz.

Willegisus, der erste Churfürst zu Mainz, lebte zur Zeit Kaiser Otto's II. Er war von niederer Herkunft, der Sohn eines Wagners aus dem Dorfe Stroningen und ließ, um sich stets seiner Abkunft zu erinnern, allenthalben in seinen Gemächern Räder an die Wände malen, weswegen von K. Heinrich II. das Rad dem Chur-Mainzischen Wappen einverleibt worden seyn soll.

Es sah'n, am Thum zu Mainz, die adeligen Herr'n
den Willegis zum Bischof nicht allerwege gern.

Der war ein Wagnersohn:
sie malten, ihm zu Hohn,
mit Kreide Räder an die Wand:
die sah er, wo er ging und stand;
doch es nahm Willegis
an dem Schimpf kein Aergerniß.

Denn als der fromme Bischof die Räder da erseh'n,
so hieß er seinen Knecht nach einem Maler geh'n.

Komm, Maler, male mir
ob jeder Thür dahier
ein weißes Rad im rothen Feld;
darunter sey die Schrift gestellt:
Willegis, Willegis,
denk', woher du kommen si's!

Nun wurde von den Herr'n im Thum nicht mehr geprahlt;
man sagt: sie wischten selber hinweg, was sie gemalt.

Sie sah'n, dergleichen thut
bei weisem Mann nicht gut.
Und was dann für ein Bischof kam,
ein jeder das Rad in's Wappen nahm.
Also ward Willegis
Glorie das Aergerniß.

A. Kopisch.

56.

Die Ruinen der Stolzenburg,

bei Call im Achner Regierungsbezirk, erblickt man in schauerlich dichtem Gebüsche auf einer vorspringenden Felsenkuppe und erinnert sich an die Sage ihrer Entstehung.

Der letzte Besitzer dieser Burg, der sich nur den Stolzenburger nannte, war ein seltner, vollendeter Bösewicht. Geizig und habsüchtig beraubte er Alle, die seinen Gau berührten, und ließ sie nackend weiter ziehen oder ermordete sie. Ueppig und wollüstig entführte er Frauen und Jungfrauen. Seine Unterthanen peinigte er bis auf's Blut und wähnte, daß sie nur lebten, damit er sich an ihren Qualen ergötzen könne. Kirche und Priester verhöhnte und verfolgte er und lachte ihrer Lehren und Warnungen. Niemand konnte sich seiner Sorge, Theilnahme und Liebe erfreuen, als seine — Hunde. Sein Nachbar, der Ritter auf Bielstein, war ihm gleichgesinnt. Der Stolzenburger erbaute über das Urfthal eine Brücke, auf der er mit Brot Kegel schob und mit Wagen fuhr, die statt der Räder auf ungeheuer großen Broten sich bewegten, die in zahllose Stücke zerbrochen und zertreten wurden. Wenn aber

das heißhungrige, zerlumpte Volk davon nur Einen Krumen nahm, um sein elendes Leben zu fristen, ließ er es bis auf's Blut peitschen. Bei dieser Lebensweise wurde er von keinem Menschen geliebt, wol aber von Allen gehaßt und gefürchtet.

Am Abend eines Tages, an dem er seine armen Unterthanen wieder recht absichtlich gequält hatte, saß er mit seinem Nachbar, dem Ritter vom Bielstein, und einigen andern gleichgesinnten Gesellen beim Schmaus und Becher, verhöhnte die Armen und spottete der göttlichen Macht und Vorsehung. Da schwirrte mit widerlichem Gekrächze eine Schaar Nachtvögel an die Fenster seines Gemaches, der freundlich leuchtende Mond wurde plötzlich mit so pechschwarzen Wolken bedeckt, daß eine Finsterniß entstand, welche die Menschen betäubte. In der Luft erhob sich ein donnerähnliches Tosen und Brüllen, ein heulender Sturm, daß alle Thiere ängstlich stöhnten. Der Stolzenburger sah es, und Leichenbläße überzog sein sonst braunes Gesicht; denn es ahnete ihm, daß diese unnatürlichen Erscheinungen seinen Tod bedeuteten. Das erste Mal in seinem Leben wollte er — beten, aber noch ehe er die Lippen geöffnet hatte, versank mit einem Krachen, daß der ganze Gau erbebte, die Stolzenburg in die Tiefe. Am Morgen kamen die Umwohner zur Stätte der Verwüstung und sahen nur noch die Burgzinnen mit ihren Spitzen und Kronen aus der Tiefe hervorragen. Der Ritter erschien später in verschiedenen gespenstischen Gestalten, am öftersten als ein schwarzer Hund, der in den finstern Burggängen seine erraubten Schätze bewacht.

57.

Die versteinerten Tänzer

bei

Bergelau,

einem Dorfe im Flathower Kreise des Regierungsbezirks Marienwerder, sieht man als 40 große Steine in einem Walde. Schon tief in die Erde gesunken, ragen sie doch noch mehre Fuß aus derselben hervor. Mitten im Kreise stehen zwei Steine, größer und höher als die andern. Die Sage von ihrer Entstehung ist diese. Hier wohnte sonst ein so wildes Riesenvolk, daß es sogar seine eignen Götter verhöhnte. Diese hatten durch ihre Priester verboten, am Samtage zu tanzen; aber dieß Gebot verachteten sie, stellten sich im Kreis und die Spielleute in ihre Mitte, um Sonnabends zu tanzen. Schon wollten die Musikanten zum Tanze aufspielen, als die erzürnten Götter plötzlich die ganze Gesellschaft in Steine verwandelte.

58.

Der Raubgraf auf der Rudelsburg

bei

Naumburg.

Es liegt nicht weit von hier ein Land,
da reist' ich einst hindurch;
am Weg' auf hohem Felsen stand
vor Alters eine Burg.
Die alten Rudera davon
wies mir der Schwager Postillon.

Mein Herr, begann der Schwager Matz
mit heimlichem Gesicht,
wär' mir beschert dort jener Schatz,
führ' ich den Herrn wol nicht.
Mein Seel' den König fragt' ich gleich:
wie theuer, Herr, sein Königreich?

Wohl Manchem wässerte der Mund,
doch Mancher ward geprellt;
denn, Herr, Gott sey bei uns! ein Hund
bewacht das schöne Geld,
ein schwarzer Hund, die Zähne bloß,
mit Feueraugen, tellersgroß!

Nur immer alle sieben Jahr'
läßt sich ein Flämmchen seh'n.
Dann mag ein Bock, kohlschwarz von Haar,
die Hebung wol besteh'n.
Um zwölf Uhr in Walpurgis Nacht
wird der dem Unhold dargebracht.

Doch merk' Eins nur des Bösen List!
Wo noch zum Unglück
am Bock ein weißes Härchen ist,
alsdann: Ade, Genick!
Den Kniff hat Mancher nicht bedacht,
und sich um Leib und Seel' gebracht.

Für meinen Part, mit großen Herr'n
und Meister Urian
äß' ich wol keine Kirschen gern,
man läuft verdammt oft an.
Sie werfen Einem, wie man spricht,
gern Stiel und Stein in's Angesicht.

D'rum rath' ich immer: Lieber Christ,
laß dich mit keinem ein;

wenn der Contract geschlossen ist,
bricht man dir Hals und Bein.
Trotz allen Klauseln, glaube du,
macht jeder dir ein X für U. —

Goldmacherei und Lotterie,
nach reichen Weibern frei'n
und Schätze graben, segnet nie,
wird Manchen noch gereu'n.
Mein Sprüchlein heißt: Auf Gott vertrau',
arbeite brav und leb' genau!

Ein alter Graf, fuhr Schwager Matz
nach seiner Weise fort,
vergrub zu Olims Zeit den Schatz
in seinem Keller dort.
Der Graf, mein Herr, hieß Graf von Rips;
ein Kraut wie Käsebier und Lips.

Der streifte durch das ganze Land
mit Wagen, Roß und Mann,
und wo er was zu kapern fand,
da macht' er frisch sich d'ran.
Wips! hatt' er's wez, wips! ging er durch
und schleppt' es heim auf seine Burg.

Und wann er erst zu Loche saß,
so schlug mein Graf von Rips, —
denn hier that ihm kein Teufel was, —
gar höhnisch seinen Schnips.

Sein allverfluchtes Felsennest
war wie der Königstein so fest.

So übt' er nun gar lang und oft
viel Bubenstückchen aus,
und fiel den Nachbarn unverhofft
in Hof und Stall und Haus.
Allein, der Krug geht, wie man spricht
so lang zu Wasser, bis er bricht.

Das Ding verdroß den Magistrat
im nächsten Städtchen sehr;
d'rum rieth er längst auf klugen Rath
bedächtlich hin und her,
und rieth und rieth, — doch weiß man wohl! —
die Herren riethen sich halb toll.

Da nun begab sich's, daß einstmals,
ob vielem Teufelsspaß,
ein Lumpenhexchen auf den Hals
in Kett' und Banden saß.
Schon wetzte Meister Urian
auf diesen Braten seinen Zahn.

Dieß Hexchen sprach: Hört! Laßt mich frei,
so schaff' ich ihn herein.
Wohl! sprach ein edler Rath, es sey!
und gab ihr obendrein
ein eisern Privilegium,
zu hexen frank und frei herum.

Ein närr'scher Handel! Unsereins
thät' nichts auf solchen Kauf.
Doch Satans Reich ist selten eins,
und reibt sich selber auf.
Für dieß Mal spielt die Lügenbrut
ihr Stückchen ehrlich und auch gut.

Sie kroch als Kröt' auf's Räuberschloß
mit losem leisem Tritt,
verwandelte sich in das Roß,
das Rips gewöhnlich ritt;
und als der Schloßhahn krähte früh,
bestieg der Graf gesattelt sie.

Sie aber trug, trotz Gert' und Sporn,
so sehr er hieb und trat,
ihn über Stock und Stein und Dorn
geraden Wegs zur Stadt.
Früh, als das Thor ward aufgethan,
sieh da! kam unser Herlein an.

Mit Kratzfuß und mit Reverenz
naht höhnisch alle Welt:
Willkommen hier, Ihr' Excellenz!
Quartier ist schon bestellt!
Du hast uns lange satt geknufft;
man wird dich wieder knuffen, Schuft!

Dem Schnapphahn ward, wie sich's gebührt,
bald der Proceß gemacht,

und d'rauf, als man ihn condemnirt,
ein Käfig ausgedacht.
Da ward mein Rips hinein gesperrt,
und wie ein Murmelthier genärrt

Und, als ihn hungern thät, da schnitt
der Knips mit Höllenqual
vom eignen Leib ihm Glied für Glied
und briet es ihm zum Mahl.
Als jeglich Glied verzehret war,
briet er ihm seinen Magen gar.

So schmaust' er sich denn selber auf,
bis auf den letzten Stumpf,
und endigte den Lebenslauf
den Nachbarn zum Triumph
Das Eisenbau'r, worin er lag,
wirds aufbewahrt bis diesen Tag.

Bürger.

59.

Die beiden Kreuze

bei

Prenzlau.

Kein Stern durchblitzt am Himmel den schwarzen Wolkenflor,
da sprengt hinaus ein Reiter durch das Stettiner Thor.
Das Roß, das blutgespornte, berührt den Boden kaum,
die Nüstern dampfen mächtig, am Zügel kocht der Schaum.
Als ob zur Jagd ihn riefe des wilden Jägers Horn,
so fliegt dahin der Krieger durch Feld und Busch und Dorn.
Er hat im Kartenspiele verloren Hab' und Gut;
ihm ist nichts mehr geblieben, ihn packt ohnmächt'ge Wuth.
Wie flattern wild die Haare, gepeitscht vom nächt'gen Wind!
Wie tobt's in seinem Herzen; ihn mahnen Weib und Kind!

Die hat sein böser Leichtsinn zum Bettelstab gebracht;
jetzt treibt ihn die Verzweiflung hinaus in finstre Nacht. —
Da sprengt ihm rasch entgegen, auf schmalem Waldessteg,
zu Ross' ein andrer Krieger, der hemmet seinen Weg.
Doch will hier Keiner weichen; manch' schmähend Wort erschallt,
vom Echo fortgetragen, weit durch den stillen Wald.
Sie steigen ab entrüstet, von Worten kommt's zur That;
zum Kampfplatz umgewandelt ist schnell der enge Pfad.
Zu Boden stürzt der Flücht'ge, getroffen auf den Tod;
er fleht den Andern sterbend, zu ehren sein Gebot:
«Mein Weib und Kind, die grüße, eh' Rache Dich ereilt,
auch Wangroth, meinen Bruder, der in Stettin jetzt weilt;
sie mögen mir nicht fluchen, weil Böses ich verbrach, —
der Tod ist mir willkommen, er löset mich von Schmach.»
Als führ' ein Blitz hernieder, zerspaltend das Gestein,
durchzuckt ein eis'ger Schrecken des Mörders Mark und Bein.
In grimm'ger Wuth durchjagt er die Stadt und die Bastei;
er kommt vor's Thor gen Anklam, — da wird der Rappe scheu.
Der Reiter stürzt, ihn trifft noch des Eisenhufes Schlag;
so liegt er, schwer verwundet, bis an den hellen Tag.
Kaum hat er noch den Leuten die böse Mähr erzählt,
verhaucht er seine Seele, von Brudermord gequält.

* * *

Nicht fern von beiden Thoren nach Anklam und Stettin
erheben sich zwei Kreuze auf kargem Wiesengrün;
dort ruhen still zwei Krieger; doch nicht die blut'ge Schlacht,
die Schuld hat hier zwei Brüder gefällt in einer Nacht.

L. Koßarski.

60.

Der Ochsenberg und Bruch
bei
Ursleben.

Ursleben ist ein Dorf in der Altmark, Regierungsbezirk Magdeburg, dabei ein kleiner See, welcher den Namen Brock oder Bruch führt, und ein Berg, der Ochsen- oder Offenberg genannt.

Die Edeljungfer Ella schlief
auf weichen Ruhekissen,

ihr Odemzug war ängstlich tief,
als ob ihr Geist nach Hülfe rief —
und wie vom Schmerz zerrissen
erschien ihr Engelangesicht,
und aus umlockter Stirne bricht
ihr kalter Schweiß, wie Perlen!

Man faßte leise ihre Hand
und rufte sie mit Namen,
damit ihr, frei vom Zauberband
des bösen Traumes, bald Verstand
und Sinne wiederkamen.
Sie athmet leichter und erwacht,
doch nicht wie sonst ihr Auge lacht,
ihr Purpurmund nicht lächelt.

Und was sie in dem Traum geseh'n
will Niemand sie entdecken,
nur so viel: Unglück wird gescheh'n,
das Groß' und Schöne untergeh'n;
eh' man es ahnt, mit Schrecken!
Mehr von dem schweren Nachtgesicht
zur Warnung sagen, kann sie nicht,
ihr Wort ersticken Thränen!

Nach einer kurzen Zeit sah man
gar viel von Wunderdingen:
statt Wasser Blut im Born und Teich,
die Hühner krähen Hähnen gleich,
die Fisch' im Weiher singen,

die Rosse schnauben, bäumen sich,
die Hunde heulen fürchterlich
das Vieh bricht aus den Ställen.

Zu Hauf die Burgbewohner zieh'n
und wissen's nicht zu deuten.
Schön Ella aber sah man kühn
auf einem Ochsen schnell entflieh'n
und aus dem Burgthor reiten.
Sie ritt im Flug den Berg hinan
unfern der Burg, dort hielt sie an,
um hinterwärts zu blicken.

Sie sah — vor Schreck sie jammernd bebt —
die Burg zur Tiefe sinken,
aus der mit Macht die Fluth sich hebt,
in ihr verzweifelnd, was noch lebt,
den jähen Tod zu trinken.
Der Bruch als See ist noch zu seh'n,
und an dem Ochsenberge geh'n
Ursleber gern spazieren.

61.

Der Kiphäuser*).

Unfern der waldigen Höhen im Thüringer Lande, die der romantische Kiphäuser krönt, die Lieblingsburg des großen Kaisers Friedrich Barbarossa, wohnte vor Zeiten ein junger Ritter, Konrad mit Namen, der sehr arm war, allein wegen seiner Tapferkeit hoch angesehen in dem ganzen Thüringer Lande. Von Kindheit auf verwaist, im Waffendienste erzogen, hatte sein Herz, entbehrend anderer zärtlichen Bande, sich um so kräftiger an Ehr' und ritterliche Tugend fest geschlossen. Nur darin lebte er, und seine Kriegesgefährten warfen ihm oft scherzend vor: er wisse nichts zu lieben, als

sein gutes Schwert,
sein gutes Pferd,
und Ruhmens Ton
für Minnelohn.

Der Waffen Blinken galt ihm statt süßer Liebesblicke.

Konrad meinte dieß fast selbst von sich. Indessen hatte sich doch mit der Zeit eine gar heiße Leidenschaft in seine Brust gestohlen, die er jedoch nicht zu bekennen wagte, da die geliebte Herrin seines Herzens zugleich die

*) Vergl. 1. Heft gegenw. Bds. S. 64.

reichste Erbin in der Gegend war. Sie lebte in dem Schutze ihrer Mutter, die der Ruf als sehr stolz verkündigte: ihr Vater war unlängst verstorben und hatte ihr die reichen Güter hinterlassen. Der Freier viele drängten sich um sie; Konrad war zu bescheiden, um seine Liebe da zu bieten, wo er nicht auch ein würdiges Glück mit seiner Hand anbieten konnte: zugleich war er auch wol zu stolz, sich einer kränkenden Verschmähung auszusetzen. Die sanfte Hildegard dagegen sah in ihm nicht den armen, sondern nur den anmuthigen und edeln Ritter, und auch Frau Adelheit war ihm geneigt ob seiner sittsamen Bescheidenheit und sah ihn gern an ihrer Hofburg, wohin er öfter als die andern Freier kommen durfte.

Eines Tages aber trat er zu ihnen mit traurigem Blicke und sagte: Edle Frau, und Ihr, schönste, holdselige Hildegard, ich komme, um Euch Lebewohl zu sagen. Mein feindliches Geschick will nicht, daß ich jetzt länger in diesem Paradiese aller meiner Wünsche weile. Der Landgraf hat einen Heerbann ausgeschrieben, und so ziehe ich des morgenden Tages fern von Euern theuern Grenzen.

Da goß sich wechselnd Roth und Blässe über die Wangen der schönen Hildegard; die Mutter aber sagte:

Mit Nichten, Herr Ritter! Ich will Euch jetzt zu dieser Stunde sagen, was ich schon längst beschlossen habe im innersten Gemüthe: Ihr seyd bieder und tapfer; meine Tochter braucht eine Stütze, nicht Geld und Gut, da sie dessen selbst genug besitzt. Ihr liebt sie, und auch sie mag Euch nicht abhold seyn: so habe ich denn be=

schlossen, Euch zu meinem Eidam zu erwählen. Laßt die Krieger ziehn; bleibt hier und richtet Eures Weibes Erbe in guten Stand.

Frau Adelheit war hohen und großmüthigen Sinnes, wie diese ihre Rede zeigte. Sie fand ein stolzes Vergnügen darin, den armen Jüngling so um seines eignen Werthes willen den reichen und mächtigen Freiern vorzuziehen: allein sie war auch etwas herrischen Gemüths und konnte leicht durch Widerspruch beleidigt werden.

Herr Konrad stand ein Weilchen in einer sprachlosen Verwirrung, indem man ihm den schweren Kampf wohl ansehen konnte, den er in seinem Innern kämpfte. Die Freude, die bei dem ersten Theile von der Mutter Rede in seinen Augen aufgegangen war, wie eine leuchtende Morgenröthe, verwandelte sich bald in bittern Schmerz.

O edle Frau! rief er, indem er sich der forschend blickenden Mutter zu Füßen warf, was mag so seltner Großmuth gleichen? Ihr gewährt mir den Wunsch, um den ich nicht zu flehen wagte und ohne den ich doch nicht fürder hätte leben können, das fühle ich tief. Gleichwohl verlangt Ihr jetzt von mir, was ich nicht leisten kann. Die Ehre ruft, das Vaterland fordert meine Waffen! Es hat mich statt der früh verlornen Aeltern aufgezogen; von seinem Waffendienste hab' ich bis jetzt gelebt: soll ich ihm nun, da es in Noth ist, meinen Arm verweigern? — O laßt mich ziehen! fuhr er mit einem Liebe flehenden Blicke auf Hildegard fort, und

komm' ich einst zurück, dann sey der selige Lohn der Liebe mein!

Frau Adelheit hätte wol bei reiferm Nachdenken der Meinung des Jünglings nicht abräthig seyn können, zumal sie selbst erhabener Sinnesart war: allein im ersten Augenblicke fühlte sie nur die Regung ihres Stolzes, der durch die kühne Weigerung des Ritters empfindlich beleidigt war, eben wo sie g glaubt hatte, ihn mit der höchsten Freude zu erfüllen. Sie wandte sich mit stolzem Blicke von ihm ab und sagte: Nun dann, mein ehrliebender Herr, so Ihr nicht meint, daß ich der Ehre Gesetze eben so wohl kenne, als Ihr: so wollen wir dem Schicksal überlassen, ob und wenn Ihr meine Tochter einmal wieder seht.

Sie nahm bei diesen Worten ihre Tochter bei der Hand und führte sie in ein anderes Gemach; aber der Ritter hielt sie verzweiflungsvoll zurück und ergriff die Hand seiner Geliebten, die er mit Heftigkeit an seine Brust zu drücken wagte, indem er ausrief: O Gott! sollen dieß die letzten Worte seyn, die ich zum Abschied höre? Da wand Hildegard ihre Hand sanft aus der seinigen und entfernte sich mit ihrer zürnenden Mutter; zugleich richtete sie aber einen traurigen, doch liebevollen Blick auf ihn zurück, gleich als ob sie sagen wollte: zieh' nur hin, mein Liebling ich will schon die mit Unrecht zürnende Mutter wiede r versöhnen!

Dieser Blick war das inzige Tröstliche, was ihm blieb; denn als er des andern Tages wiederkam, um noch einmal Verzeihung zu erflehen und ein milderes

Lebewohl zu empfangen, ward ihm von der noch Unversöhnten der Zutritt streng versagt.

Er zog nun in den Krieg, allein betrübten Herzens, da er so sehr in Sorgen seyn mußte, seiner Liebe halber. Vor dem Abzuge sprach er noch zu einem daheim bleibenden Freunde, der ein weitläufiger Verwandter Frau Adelheits und, vor Kurzem aus der Fremde kommend, bei ihr eingeführt worden war: Ritter Kuno, trage Sorge, daß mir meine Liebe aufbehalten bleibt, bis daß ich wiederkehre.

Jener versprach es ihm. Darauf zog er fort. Als er aber in der letzten Nacht vorher noch vor den alten Trümmern der Kiphäuserburg vorüber ritt, da dünkte es ihm deutlich, er sähe auf den Zinnen eine schöne blaue Blume blühen, von einem wunderbaren Licht umleuchtet, das lieblich glänzte durch die dunkle Nacht. Ihm ward es wohl darob im Herzen. Der Glanz der blauen Blumen kam ihm gar eigens vor, wie der letzte Blick aus dem holden Auge Hildegards, der dort in seine dunkle Seele fiel. So nahm er denn die süßen Bilder beide mit sich in's Kampfgetümmel.

Eine Zeitlang brannte der Krieg. Ritter Konrad kämpfte tapfer, bis er mit Ehren wiederkehrte nach geschlossenem Frieden. Als er aber in die Gegend seiner Liebe kam und seinen Freund antraf, berichtete ihm dieser: wie es gänzlich unmöglich gewesen, die beleidigte Mutter zu versöhnen, und wie sie einen hohen Schwur gethan: Konrad solle nie wieder das Antlitz ihrer Tochter schauen, bis sie durch einen andern Bund gefesselt

sey; wie endlich Beide aus der Gegend verschwunden, ohne daß Jemand wisse, wohin?

Da ward der wackere Konrad tief betrübt. Er hätte sich zwar augenblicklich aufgemacht, um die Geliebte aufzusuchen in allen Winkeln der Erde: allein das harte Wort der Mutter schlug ihn wieder zu Boden; wie er denn überhaupt zu Traurigkeit und Schwermuth sehr geneigt war, wo es die Wünsche seines Herzens galt. Er wallfahrtete zu der verlassenen Stätte, die sonst seine Geliebte bewohnt, und fand einigen Trost darin, zum mindesten den Ort wieder zu sehen, wo sie ehemals geathmet hatte: allein Erneuerung seines Schmerzes war es auch, als er sie nicht mehr fand.

Als er zurück ging in der dunkeln Nacht und wieder unten am Kiphäuser hin, da sah er abermals die blaue Wunderblume mit ihrem freundlich milden Leuchten. Wieder kam ihm dadurch ein sanfter Trost in's Herz, ohne daß er sich selbst recht deuten konnte, wie und warum?

Er erzählte es am andern Morgen seinem Freunde. Das ist doch seltsam! sagte Ritter Kuno, ich bin zur Nachtzeit öfter unten am Kiphäuser hingeritten, ohne desgleichen je etwas gewahr zu werden. Man sagt: es sollen Schätze in dem Schlosse vergraben liegen; wohl ganze Haufen Goldes wollen Menschen dort gesehen haben.

Der Ritter Kuno war nicht minder arm, als Ritter Konrad, und der Gedanke an die reichen Schätze, welche dort begraben wären, mochten ihm wohl behaglich seyn. Konrad stand indeß im tiefsten Nachdenken verloren.

Kuno! fing er nach einer Weile an, wenn ich mir es so recht bedenke, so scheint mir wol von dem Kip-häuser noch ein Glück zu winken. Ich erinnete mich so mancher sonderbaren Vorfälle, die ich in meiner Kindheit dort erlebte; denn von dem frühesten Alter an ist die alte, ehrwürdige Kaiserburg immer mein Lieblingsort gewesen. Ich spielte dort und stahl mich dahin, so oft ich mich entfernen konnte aus den Augen meiner Vorgesetzten. Du weißt, daß ich vom Ritter Benno nach dem frühen Tode meiner Aeltern auferzogen ward; seine Burg liegt dort jenseit des Berges ganz dicht unten am Kiphäuser. Da flog ich oft durch den luftigen Buchenwald, der sich zur Rothenburg hinzieht, und trat mit einem inniglichen Wohlbehagen durch die alten Bogen und Thore in die weiten flüsternden Höfe und Hallen. Es war mir gar heimlich zu Muthe, wenn ich darin war. Alle die grausen Mährchen, die man mir erzählt von Schätzen, die durch schweflichte Flammen bewacht werden, und von dem Geiste des großen Kaisers Friedrich Barbarossa, der seinen Lieblingssitz zuweilen wol noch heimsucht, der aber, wie man immer zu mir sagte, in furchtbarer Gestalt dem Verwegenen erscheine, der sein Gebiet zu betreten wage, das Alles schreckte mich nicht, sondern brachte nur einen süßen Schauer in mir hervor. Ich sah die Schätze wol, wenn ich mich bisweilen bis zur einbrechenden Dämmerung da verweilt und nun das Geisterreich begann: allein es brannten keine furchtbaren Flammen dabei; ich sah auch den Geist des Helden Friedrichs: zu ihm aber zog mich die innigste Liebe hin; das Gold ließ ich immer unangerührt: aber an ihm

konnte ich mich gar nicht müde sehen, an seiner ehrwürdigen hohen Gestalt und an den edlen, ernsten Zügen; er stand zuweilen in der vollen Rüstung auf den Mauern, zuweilen saß er ernst im traulichen Gemache hinter dem eichenen Tische. Einstmals sah ich ihn Schach spielen mit sich selbst; ich stand immer in einer ehrerbietigen Entfernung und betrachtete ihn ganz still. Als er zufällig einen Schachstein auf die Erde fallen ließ, da sprang ich schnell hinzu und hob ihn auf und reichte ihn dem Kaiser. Das schien dem großen Geiste zu gefallen, daß ich keine Furcht vor ihm zeigte und ihm gern dienen wollte. Er sah mich freundlich-lächelnd an und sagte leise: behalt' ihn nur und nimm ihn mit dir: du wirst ein wackerer Kämpfer werden! Voll Freuden nahm ich ihn nun mit mir, und als ich nach Hause kam, war er von eitel Golde.

Das Waffenleben entfernte mich nachher von dieser meiner Lieblingsstätte. Erst in spätern Jahren kam ich hierher zurück, mit meiner Liebe für die schöne Hildegard beschäftigt. Nur neuerlich hat mich die holde Wunderblume wieder an jene stillen wunderlichen Freuden meiner Kinderzeit erinnert.

Ritter Konrad hatte sich mit solcher feierlichen Begeisterung in seinen lieblichen Erinnerungstraum verloren, daß er es nicht bemerkte, wie der Andere während seiner Rede in ein düsteres Schweigen versank. Er schied von ihm. Den ganzen Tag stand der Kiphäuser vor seiner aufgeregten Einbildungskraft, und als es Nacht war, eilte er auf's Neue dahin. Und siehe! zum dritten Male leuchtete die blaue Blume ihm entgegen. Da er-

griff ihn wieder die alte zutrauliche Neigung: er erstieg die Mauern und wandelte ruhigen Trittes auf die Blume zu, als wäre er auf befreundetem Gebiete.

Je näher er der schönen Blume kam, je lieblicher wurde ihr Glanz, und sie selbst sah ihn mit so reiner, sanfter Himmelsbläue an, daß sich eine frohe Zuversicht seiner bemächtigte, als könne doch noch Alles gut werden und als möchte ihm die Liebe seiner angebeteten Hildegard nicht auf immer verloren seyn.

Als er so freudig auf den beleuchteten Boden nieder blickte, so sah er dicht neben der Blume einen goldnen Schlüssel liegen. Er hob ihn auf. Ach! das ist der Schlüssel zu dem Schatzgewölbe, sagte er traurig zu sich selbst: dahin sind meine Wünsche freilich nicht gerichtet. Jedoch aus Ehrfurcht gegen die wunderbare Macht, die hier zu walten schien, hob er ihn auf und nahm ihn mit sich.

Kuno, sagte er, als er gegen Abend wieder zu seinem Freunde kam, sieh hier den Schlüssel zu dem Kiphäuser Schatzgewölbe; ich kenn' ihn noch von meiner alten Freundschaft mit seinen Wundern her. Ich will doch diesen Wink nicht von mir weisen. Komm mit, du sollst das Glück mit mir theilen, das mir die überirdischen Mächte zugedacht! Oder die Unterirdischen! sagte Ritter Kuno mit einem seltsamen Tone. Komm! fuhr Konrad in seiner Rede fort, ohne auf jene Worte zu achten, komm! Du hältst Wacht, während ich in's Gewölbe gehe.

Kuno willigte ein. Gegen Abend traten sie Beide schweigend ihren Weg an. Die Luft war schwer; eine

trübe Abendröthe brannte blutig durch den Wald. Sie kamen in das einsame Waldthal, die Struth genannt, die sich zwischen dem Kiphäuser und dem Brandberg hinzieht. Steile Felsen stiegen rings um sie empor; die alten Eichen und Buchen rauschten schwer und schaurig, und eine unheimliche Macht schien in dem wüsten Thale zu walten.

Konrad wandelte still vor sich niederblickend vorwärts. Halt! schrie mit einem Male Kuno und blieb stehen. Hier, Konrad, zwischen mir und dir auf Tod und Leben!!

Konrad meinte zu träumen bei diesem Aufrufe. Er wandte sich nach seinem Gefährten und sah den Ritter Kuno vor sich stehen mit funkelnden Augen und mit furchtbar wüthenden Geberden; fast hätte er gemeint, einen Geist des Abgrunds vor sich zu sehen, so entstellt war seines Freundes Ansehn. Wie? rief er, bist du wahnsinnig? mir, deinem Freunde dieß?

Kuno stand vor ihm und betrachtete ihn mit einem bittern, halb spöttischen Lächeln innerer Wuth. Wacht halten soll ich, brach er endlich aus, während der gnädige Auserwählte seine Schätze in Besitz nimmt? Wer bist du denn? elendes Schooßkind des Glücks! daß es dir immer seine Gaben mit vollen Händen zuwirft, die es dem Würdigen versagt? Doch daß der Burggeist dich zum Erben seiner Schätze ausersehen, das hätt' ich dir verziehen; herzlich gern wollt' ich dir sie gönnen: aber daß dich Hildegard liebt, daß du beglückt in diese Flammenaugen blicken dürftest, die in mir eine untilgbare Gluth entzündet haben, das, Konrad! bricht un-

sern Bund und macht den Todfeind aus dem Freunde. — Auf! Kampf um diesen Schlüssel! die Schätze des Kiphäusers sollen mir den Weg zu ihrem Herzen bahnen!

Wohlan denn! Kampf! rief der bestürzte Konrad. Sein Herz war tief verwundet von den Worten des so treu geliebten Freundes; zugleich auch übernahm ihn der gerechte Zorn ob solches treulosen Beginnens, so daß er ohne Anstand dem wüthenden Forderer entgegen trat. Die Schwerter klirrten grausend gegen einander; die wilden Vögel flogen auf bei dem Geräusche und setzten sich auf die nahen Zweige, dem brudermörderischen Kampfe zuzusehen. Da beide Kämpfer gleich erfahren waren in der Waffenkunst, so konnte lange keiner dem andern einen Vortheil abgewinnen. Die Schwerter sprangen endlich Beiden zertrümmert vor der Faust, da sie eben zu gleicher Zeit einen gewaltigen Streich führen wollten. Da fielen sie einander ringend in die Arme, und der Haß nahm gleichsam die Gestalt der Liebe an: doch nur zum gegenseitigen Verderben. Es währte lange, ehe Einer den Andern zum Weichen bringen konnte; die kräftigsten Tritte schienen in den Grund zu wurzeln und die Arme schlangen sich gewaltsam in einander. Jetzt aber nahm der heimtückische Kuno seines Vortheils wahr, ergriff den Schlüssel, den der Ritter an einer seidenen Schnur auf seiner Brust verborgen hatte, und stürzte seinen überraschten Gegner rückwärts in die Oeffnung eines eingestürzten unterirdischen Gebäudes, die er Tages vorher bemerkt und darum diesen Ort zum Schauplatz seiner Rache ausersehen hatte.

Zu sehr war sein Gemüth in Aufruhr, als daß der

grausenvolle Tod seines unglücklichen Freundes ihn hätte zur Besinnung und zur Reue bringen können, oder daß er zurück geblieben wäre, nach dem Stöhnen des Sterbenden zu spähen, obwohl keine Rettung für den zu denken war, der einmal in diese furchtbare Kluft hinab gestürzt. Sinnlos eilte er davon, den hoch erkauften Schlüssel fest umklammernd, und flog zur Geisterburg, bei der er eben zur Stunde der Nacht ankam. Er fand den wild umbuschten Eingang; der goldne Schlüssel schloß und der Ritter trat in das weit berühmte Schatzgewölbe. — — Doch — was dort mit ihm vorgegangen, davon hat man niemals etwas vernommen: die Landleute sahen ihn am andern Morgen fliehen mit sträubendem Haar und aschenbleichen, verstörten Angesichts, und nimmer ist er mehr gesehen worden in dem edeln Thüringer Lande.

Der gute Ritter Konrad war indessen nicht so unglücklich gefallen, als man hätte glauben mögen. Das wilde Buschwerk in dem Innern der Höhle hatte seinen Sturz gehemmt, und er war nur leicht beschädigt auf den feuchten Grund gesunken. Er lag hier eine Zeitlang betäubt vom Falle, noch mehr aber von der schrecklichen Erfahrung, die er an seinem Freunde gemacht. Erst später fiel ihm ein, wie er nun hier so schmählich werde umkommen müssen, lebendig begraben in dieser weiten Gruft. Da sprang er auf, von innerer Angst getrieben, und irrte, ohne selbst zu wissen was er thue, im Dunkeln an den Wänden des Gewölbes hin; und, was er nicht entfernt geahnet hatte, er fand einen Ausgang aus seiner Gruft. Freilich nicht an's Tageslicht

führte er, sondern immer unterirdisch fort wand sich der dunkle Felsengang, in den er trat. Allein er ging doch mit erwachender Lebenshoffnung darauf fort; denn schon jede Veränderung ist ja dem Leidenden Trost. Auch trog ihn seine frohe Ahnung nicht; denn das Gewölbe hing mit der alten Kaiserburg zusammen. Nachdem er eine lange Zeit in den tiefen Irrgängen fortgegangen, lenkte der Pfad sich aufwärts höher und immer höher, bis er in einer Halle des ehrwürdigen Kiphäuser aufstieg.

Er fühlte, daß er hier war an dem geliebten Spielplatze seiner Kinderjahre: allein er schien sich jetzt in dem Innersten der Burg zu befinden, das ihm damals noch nicht offenbart worden war. Noch wohl erhalten schien hier Alles in alter, feierlicher Herrlichkeit, die traulichen Gemächer und die wölbenden Hallen, und Alles von einem freundlich dämmernden Lichte erhellt, jetzt um die Zeit der Mitternacht. Ueber Treppen und Säle gelangte der Jüngling zu einer noch freundlicher erleuchteten Halle, und mit Entzücken sah er hier, wie er sie nie gesehen, die verehrte Heldengestalt des edeln Friedrich Barbarossa. Der hohe Schatten lächelte ihn an, so mild, daß ihm zu Muthe ward, als sähe er Sonnenlicht nach vielen trüben Regentagen; zugleich erhob der Held sich selbst von seinem Sitze und freundlich ihm entgegen gehend sprach er: Sey mir gegrüßt, mein wackerer Kämpfer! der du die Ehr' und Treue höher hieltest, als das Glück. Ja du hast recht gewählt: die Ehre ist die erste und rechtmäßige Braut des Kriegers; ihr folgt die Liebe erst. Du stammst, wie

ich, von jenem edeln Volke der Schwaben ab, und also hast du dich bewährt. Deine Väter haben mir treue Dienste geleistet. Dein Stammschloß liegt verfallen an den Ufern der Donau. Nimm von den Schätzen dieser Burg, baue sie auf und führe dann deine Geliebte heim.

Meine Geliebte? seufzte Konrad leise, ach! die hab' ich ja verloren.

Magst du den Worten des Verräthers trauen? erwiederte der Geist. Hildegard liebt dich unverändert: darum erblühte dir das blaue Blümlein, Frauentreu genannt. Auch die hochgesinnte Adelheit konnte dem nicht lange zürnen, dem edle Männerpflicht vor Allem galt. Sie hat sich bis zu deiner Rückkehr mit der Tochter in einem Kloster verborgen, auf eben jener Flur, auf der die Trümmer deiner Stammburg liegen. — Folge mir jetzt.

Der Ritter folgte schweigend nach, wohin ihm der erhabene Schatten vorging. Er that, wie dieser ihm gebot. — In wenig Monden hob sich die schöne, neu erbaute Burg am reizenden Gestade der Donau, und der hochherzige Ritter konnte nun mit freierm Muthe der schönen, reichen Braut entgegen treten, die jedoch auch dem armen Liebling treu und hold geblieben war. Er fand sie Beide, wie es ihm der Geist verkündet, die Mutter und die Tochter. Die Liebenden vollzogen nun den schönen Bund, machten dann eine Wallfahrt zum Kiphäuser und ehrten durch gerührten Dank den edeln Geist des Hohenstaufen.

Louise Brachmann.

62.

Das Kloster am Gollenberg

in

Pommern.

Auf dem Gollenberge in Pommern im Kaminer Kreise des Regierungsbezirkes Köslin sieht man noch die Ruinen einer Kapelle, die schon vor mehrern Jahrhunderten zerstört worden ist. Die Erbauung derselben gehört in die Zeit der frühern Sagen. Als das Christenthum sich in Pommern Eingang verschaffte, behielt der heidnische Götzendienst immer noch lange Zeit treue Anhänger, die namentlich bei der Insel Rügen sich versammelten und ihre Feste feierten. Von einer solchen gemeinschaftlichen Feier kehrten sie einst zu Schiffe in ihre Heimath zurück, wobei sie ein so schrecklicher Sturm überfiel, daß Alle augenblicklich den Tod erwarteten. Sie schrieen zu ihren Göttern um Hülfe, die aber eben so wenig, wie weiland Baal, hörten und halfen. Verzweifelnd blickten sie zu den Wolken, die wie schwarze Gespenster über ihren Häuptern gepeitscht vom Sturme

hinfuhren. Aengstlich lauschten sie, ob nicht irgendwo eine Stimme, ein Ton sich vernehmen ließe, der ihnen Hülfe und Rettung verspräche, und Einer der Schiffsleute hörte den Ton des Horaglöckchens im Kloster Bukow am Ufer, das Herzog Suantepolk erbaut hatte, und fiel sogleich auf seine Knie und betete zu dem Christengott um Hülfe und Rettung, und Alle, die auf dem Schiffe waren, folgten seinem Beispiele. Da löste sich der Sturm auf in sanftes Wehen, der Donner verlor sich sanft murmelnd in der Ferne, das Meer ward ruhig und auf der Höhe des Gollenberges zeigte sich ein helles Licht .Sie steuerten darauf hin, landeten und Alle waren gerettet! Zum dankbaren Andenken und zur Erinnerung an die gnädige Hülfe des Christengottes bauten die Geretteten eine Kapelle mit schönem Altar, die viel Gläubige besuchten.

63.

Der Liskateich

bei

Czeschhaus in Schlesien.

In diesem Teiche, unweit der alten Burg Czeschhaus, sollen sich bisweilen Geisterjungfrauen, namentlich die Liska, baden, ihre Kleider waschen und solche auf die Sträucher am Ufer zum Trocknen aufhängen. Wer diese Liska eigentlich gewesen sey, davon giebt die Sage keine Kunde, wol aber meldet sie, daß sie sich an Männern, welche sie absichtlich oder zufällig im Bade nackend erblickten, auf eine fürchterliche Weise räche, daher sonst diese Gegend von Männern sorgfältig vermieden wurde.

64.

Der Hautsee

in

Thüringen.

Hinter Marksul stößt man auf einen kleinen See, der unter dem Namen Hautsee bekannt ist. Er führt den Namen von einem kleinen schwimmenden Insekte, welches in Menge gleich einer Haut über ihm ausgespannt liegt. Dieses Inselchen gleicht einem reizenden Park und ist die fetteste Wiese, dicht mit Laubwerk durchpflanzt und durchflochten, das in seinen Gruppirungen sich gar herrlich ausnimmt. Verschönert wird der reizende Anblick durch die Wahrnehmung, daß dieses kleine Inselland bald dem Ufer der Landstraße näher ist, bald wieder dem jenseitigen Amphitheater des Eichenhains zurückt. Noch mehr wird der Vorüberziehende, mit Vergnügen bei diesem Anblicke Verweilende in eine Wunderwelt versetzt, wenn ihm ein treuherziger Bewohner der Gegend erzählt, was sich daselbst einst zugetragen habe und was sich noch mit dem See ereigne.

Der See färbt sich jährlich einen Tag blutroth,

zum Zeugniß, daß vor undenklichen Jahren eine Jungfrau in diesem Gewässer ihre bleibende Wohnung bekam. Verwiesen hieher, konnte sie Niemand befreien, noch lösen.

Theodiska konnte den Wünschen des Liebe flehenden Wilibalds nicht widerstehen. Dieß ward kurze Zeit ihr Glück, ward ihr Untergang in diesen Fluthen. — Stark war ihr Jüngling wie die Eiche des Forstes, schlank wie die Maie, der Schmuck des Frühlings im Nordlande, sinnig und edel nach urväterlicher Sitte. Diese Theodiska liebte er mit einem Feuer, das er vergebens zu bekämpfen suchte. Wozu bekämpfen eine Flamme, die mit Edelmuth aufwuchs? Ach! Theodiskens Mutter war reich und hart, und der biederherzige Jüngling besaß nur wenig außer seinem nervigen Arm, mit dem er gewandt den Wolfsspieß zu führen verstand. Denn zu seiner Zeit waren Wölfe nichts Seltenes im Vaterlande; Räubereien dieser Ungethüme machten den Verlust, die Besorgniß jeder halbhellen Nacht. Womit sollte er, der unbegüterte Geliebte, den Schmuck der sittigen Jungfrau vermehren? was ihren Acker-Sotteln zulegen, was des Vergleichens werth gewesen wäre? Welches Ansehn sollte er unter den Bewohnern des Dörfleins behaupten? Nur wenig hatte er in die Wagschaale der geizigen Mutter zu legen. Darum legte die grausame Alte, bekannt mit den schwarzen Künsten des Unterreichs, vertraut und verwandt mit der Wasserbeherrscherin, ihren ganzen Fluch auf die Liebe, die Schuldlose, die nur ihres Segens bedurft hätte, zu grünen gleich der Fichte des deutschen Bodens. Der Vater der Schönen hatte längst auf Geheiß der unwürdigen Gat-

tin den Acheron begrüßt, und die Richter der Schatten hatten ihn deshalb glücklich gepriesen.

Darum beriethen sich die beiden Unholdinnen, gleich gestimmt in Sinn und Thaten, wie sie des Vaters sanfteres Bild, wie sie die unbefangene Theodiska dahin bringen wollten, ihrer Liebe zu entsagen, oder sie zu berücken, daß sie Magd werden müßte im Dienste der umflutheten Halbgöttin.

Welch ein Lohn für ihre seltene Standhaftigkeit! «Nie», erwiederte die Getreue, so oft auch die Mutter sie anderes Sinnes bilden wollte, «wird mein Geliebter die Untreue seines Mädchens betrauern dürfen; nie wird ein Versprechen gebrochen, das nur mit meinem Leben gelöſt werden kann. Es gehört ihm allein, dem biedersinnigen Wilibald.» Damit brachst du dir selbst, Unglückliche! den Stab. Das mütterliche Gefühl weicht der unnatürlichen Rache, dem beleidigten Stolze, und dich umfängt bald ein durchsichtiges Grab.

Könntest du, Holde, die schrecklichen Berathungen der Unholde vernehmen, ahnen: du würdest nie deinen Fuß an das grünende Ufer des Unglücks-Sees setzen! Wer durchdringt aber das Gewebe der magischen Umstrickung? wer tritt warnend und schützend an deine Seite? Getäuscht durch die blendenden Versprechungen der beredten Gebieterin des Sees, die Alles aufbot, die Mutterliebe aus dem Herzen zu stoßen, gelobte die habsüchtige Alte, die Tochter mit dem ersten Mondwechsel in das Gebiet der Uebermächtigen einzuführen.

«Komm!» sprach einst am schwülen Sommerabend des letzten Mondviertels die trügliche Mutter zur zu viel

trauenden, sorglosen Tochter, « laß uns gegen die schwimmende Insel hinwandeln, daß wir uns nach der Hitze des Tages im kühlenden Abendschatten erquicken. Komm, begleite mich, auf daß sich mein Mutterherz gegen dich eröffne, ehe denn mich die Gruft der Ruhe verschließt. » Wehmüthig und traulich ließ die Folgsame den Herd des Abendbrotes, ließ das bunte Gemisch der von ihr gepflanzten und gepflegten Blumen dießmal unbesucht, ob es schon sonst die Stunde ihrer Erholung gewesen war; dachte jetzt nicht an das freundliche Kosen mit Wilibald unter dem Dache, die Buche an der Ecke des Gartens. Ein einziger nachdenklicher Blick — und eilends folgte sie der schon aufgebrochenen Mutter, suchend den Lohn der Tagesmühe im geduldigen Fügen.

Die Mutter sprach wenig, innerlich bewegt von der Stimme der Mutterliebe in ihren Schwestern laut und stark sprechend, der Stimme, die vergebens mahnte zur Rückkehr von der gefährlichen Untiefe. Es war das versuchte Beugen des bejahrten Stammes unter den Händen des zarten Mägdleins. Er schnellet es selbst weit von sich mit unerbittlicher Gewalt. So die durch schwarze Gelübde gebundene Mutter.

Kaum waren Beide an den Rand des wogenden Gewässers gelangt, lieblich schimmernd im Zwielichte des Abendroths und des halb verhüllten Mondenlichts, der Schwermüthigen ein Bild ihres eignen Herzens: als Theodiska, plötzlich berührt durch den Wunderstab der nach ihrem Besitze lüsternen See-Herrscherin, hinab schwindelte und von Wellen bedeckt — einsank. Es war zum Sinken geweiht das schuldlose Opfer: darum

verhallte das letzte Angstgetön der vom furchtbaren Elemente umflossenen Theodiska, des Elements, das die wenigsten seiner Opfer wieder heraus giebt. Das Echo allein gab mitleidig den Angstruf wieder der verbannten Schwester, und die dunkelste Nacht deckte schnell die grausende Scene. Die Unken des Inselbehälters stimmten ein trostleeres Grablied an. — Mühsam schleppte sich die unnatürliche Mutter zu der einsamen Wohnung durch das schauerliche Dunkel, nur durch das Dankgeflüster im Seerohr begleitet. Es war der Dank der Seegebieterin, froh, die Treue der schönen Erdentochter an sich mit unauflösbaren Fesseln gebunden zu haben. Gelungen, völlig gelungen war das Werk, werth einer Gottheit des Unterreichs; ein Raub, den jene Gottheiten bekanntlich sich so leicht verzeihen.

«Nicht ganz sollst du,» war die tröstende Anrede der neuen Gebieterin an die vom mütterlichen Herzen Verwiesene, «von der Erde losgerissen seyn. Mehr Freundin, als Gebieterin, sende ich dich, bis du selbst deinen neuen Aufenthalt lieb gewonnen, jährlich einmal zurück in die geliebte väterliche Flur. Mische dich in die Erntentänze der jährlichen Herbstfeier und zeige den Jünglingen dein reines, durch keinen Unfrieden getrübtes Auge.» Sprach's und hielt's, und sendete die adoptirte Tochter auf die Oberwelt im Schmuck ländlicher Dirnen, mit überirdischer Hoheit im Auge und auf der Stirn, die sich nur Wenigen und im Geräusch der fröhlichen Jugend beim Klange der Schalmeie sichtbar machte. Denn diese Hoheit wird noch nicht vom Gemeinen begriffen, noch gesehn.

Wilibalds Entsetzen und Zürnen glich dem Bewegtseyn des aufgereizten Lanzenträgers. Kaum hatte er die verstellten Thränen der Mutter gesehen, kaum vernommen, seine Geliebte, seine Theodiska, seiner ganzen Liebe so völlig werth, sey hinab geglitten in die Fluthen des verrätherischen Hautsees: als er sich mit unaufhaltbarem Ungestüm in die Fluthen warf, die vor einer Stunde sein Theuerstes aufgenommen hatten. Ihm vergönnte die befriedigte Herrscherin das Leben; sie lächelte des zürnenden Jünglings, der fruchtlos an ihren Palast anschlug und froh seyn mußte, sein Wagstück für sich bestanden zu haben. Bald legte ihn der Gram um die Verlorene in ein frühes Grab, das nicht die Liebe beweinte, nicht Liebe verhütet hatte.

Aber jährlich am Jahrestage des Sieges jener verschwundenen Seeholdin wird der See mit der gemischten Farbe der Liebe, des Zorns und der düstern Verzweiflung gefärbt, und der liebende Jüngling denkt trauernd der unbelohnten zärtlichen Liebe, die hier auf immer versank. — Vor noch nicht hundert Jahren war sie noch zu sehen, die schüchterne Jungfrau des Sees, wenn das fröhliche Herbstfest die dörfische Jugend zu vaterländischen Tänzen versammelte. Zur schauerlichen Mitternachtsstunde wallte sie still und feierlich zur bekannten feuchten, unterirdischen Wohnung. Aber seitdem ist sie als Oceanide nicht wieder zum Vorschein gekommen. So lautet die Sage vom Hautsee.

August Slevogt.

65.

Name und Wappen

von

K o s e l,

einer Kreisstadt und Festung im Regierungsbezirk Oppeln in Schlesien, sollen von drei Brüdern herrühren, die lange Zeit Wegelagerung trieben und auf ihrer hohen Felsenburg alle Feinde, die sie in ihrer Räuberei hindern und aus ihrem Sitze vertreiben wollten, verlachten. Endlich aber wurde ihre Veste mit List erobert und sie selbst nach damaliger Sitte aus den Fenstern gestürzt. Zum Andenken an diese drei Brüder, deren Name polnisch Koźiol, auf deutsch Bock hieß, bekam die Veste den Namen Kosel und drei Bocksköpfe zum Wappen.

66.

Kunigunde vom Kynast.

Eine der ältesten und interessantesten Sagen von dieser uralten Ritterburg Schlesiens ist folgende.

Einer der frühesten Burgbesitzer, Bruno von Scharfeneck, erfreute sich als Vater nur einer einzigen Tochter, die er, da er keinen Sohn hatte, männlich und ritterlich erzog. Ihr Name war Kunigunde, und ihr Zeitvertreib, ihr ganzes Thun und Treiben nur mit den Waffen spielen, wilde Rosse tummeln, sich mit den Vasallen und Knechten ihres Vaters unterhalten und in den dichtesten Waldungen jagen. Darob freute sich ihr Vater herzlich, daher sie solcher Lebensweise sich nicht nur aus eigner Neigung ergab, sondern auch um ihrem Vater, den sie innig liebte, zu gefallen. Dieser aber fand früher, als man zu fürchten Ursache hatte, seinen Tod, indem er in der Trunkenheit mit seinem Rosse die äußerste Mauer seiner Burg umreiten wollte und in den Abgrund stürzte. Kunigunde war untröstlich und ließ den Zerschmetterten in der fast unzugänglichen Tiefe

am Höllengrunde, wo er aufgefunden wurde, begraben. Von dieser Zeit an wurden ihre Sitten noch düsterer und unweiblicher. Fast täglich besuchte sie das Grab des Vaters und grollte mit den Felsen, die ihn getödtet hatten! Sie erebte von ihm Besitzungen in freundlichen und fruchtreichen Gegenden, die sie aber ganz unbeachtet ließ, indem sie nur in ihrer Felsenveste wohnte, wo ihr finsterer Sinn und ihr leidenschaftlicher Haß gegen den Ort immer mehr genährt wurde, wo ihr Vater seinen Tod und sein Grab gefunden.

Aber ungeachtet dieser düstern Stimmung vergaßen doch die jungen Ritter den Reichthum und die Schönheit Kunigundens nicht und warben und buhlten um ihre Hand. Ob aber unter ihnen auch viele wakkere und stattliche Ritter waren, gab sie doch Keinem einen Vorzug, erfreute sich Keiner einer bestimmten Entscheidung. Kunigunde war aber zu reich und zu schön, als daß sie hätten über das Zurückhalten einer entscheidenden Wahl derselben unwillig werden, oder gar von ihrer Veste wegbleiben können. Da aber der Freier Keiner weichen wollte, im Gegentheil ihre Zahl sich täglich mehrte, wurde Kunigunden ihre Gegenwart und die damit verbundenen Liebesbetheuerungen und Eheanträge, sowie das Geräusch und Lärmen der vielen Knappen und Knechte zuwider, und sie beschloß, all' diesem Treiben ein schnelles Ende zu machen dadurch, daß sie auf St. Gertrudenstag, an dem alle ihre Brautwerber erscheinen möchten, ihren Willen bestimmt und unwiderruflich kund machen werde. Der verhängnißvolle Tag erschien und mit ihm natürlich eine Menge

von Rittern, die theils sich nach des Fräuleins Hand und Gut sehnten, theils neugierig waren, wer der Glückliche ihrer Wahl seyn werde. Kunigunde empfing den Einen wie den Andern und vereinigte Alle an einer reich und köstlich besetzten Tafel, wo wacker geschmaust und noch wackerer getrunken wurde. War auch anfangs das Tischgespräch einsilbig und kalt, so wurde es später desto lebendiger und lauter. So nahte der Abend, und Kunigunde hatte noch immer nicht ihr gegebenes Wort gelös't. Da erhob sich endlich die Freierschaar, vom Weine begeistert, und verlangte ziemlich unzart und stürmisch von ihr Entscheidung. Das Fräulein lächelte spöttisch und schwieg. Ob nun gleich der Blick der Trunkenen bereits fast unsicher geworden war, so bemerkten sie doch das Lächeln und die spöttische Miene und drangen nun desto ungestümer auf ihren Ausspruch. Ihr sollt ihn haben, fuhr nun Kunigunde, die mehr einer Rache= als einer Liebesgöttin ähnlich war, zürnend auf, folgt mir! Hastig eilte sie die Stiegen hinab in den Burghof, ließ dort von ihren Knechten viele Fackeln anzünden, sich vorleuchten und stieg außerhalb der Veste nicht ohne Anstrengung hinab in die grausige Felsschlucht zum Grabhügel ihres Vaters. Der Freierschwarm schritt oder taumelte, je nachdem Jeder nüchtern oder trunken war, dem Fräulein nach und stellte sich in weitem Kreise um das Grab. In dem rothflackernden Lichte der Fackeln, das sich an den schwarzzackigen Felsen brach, schien die ganze Gesellschaft einem mitternächtlichen Feste verbannter Geister ähnlich zu seyn. Eine drückende Stille, wie im Reiche der Todten, um=

umlagerte die Gruppe, und das fast ängstliche Athmen des Lebens wurde nur von dem Knistern des Feuers und dem unheimlichen Gesäusel seiner Flammen unterbrochen und verschlungen. Nach einigen Secunden schauerlicher und herzbeengender Ruhe erhob Kunigunde ihr Haupt, ergriff das Kruzifix, welches der Schloßpater, den Zug anführend, getragen, neigte dasselbe dreimal gegen das Grab, hielt es dann, gleich einem Panier, hoch im Kreise und rief begeistert wie eine Priesterin der slavischen Vorzeit: «Am Grabe meines Vaters, den ich einzig liebte, schwör' ich, mein Herz und meine Hand nur dem zu schenken, der ritterlich den obern Rand der Burgmauer, von der mein Vater in diesen Abgrund stürzte, umreitet!» Nach Endigung dieser entscheidenden Worte neigte sie nochmals das Kruzifix gegen das Grab und kehrte von ihren Fackelträgern vorgeleuchtet und den Knechten begleitet in die Burg zurück; die Ritter aber blickten, wie von einem Zauberspruche gebannt, ihr staunend nach, bis sich allmählich das Staunen in Lachen, Murmeln und Verwünschungen auflös'te und sie nach kurzer Zeit die Burg und ihre unminnigliche Herrin verließen.

Die von Kunigunden gestellte Ehebedingung wurde bald in der ganzen Gegend und auch in fernen Gauen bekannt, und man durfte billig erwarten, daß kein Ritter mit solcher frevelhaften Keckheit und ruhmlosen Lebensgefahr um das gefühllose und stolze Burgfräulein werben werde; aber Sucht nach Reichthum, weibliche Schönheit und Männerstolz verführen zu Thaten, bei deren Erzählung die Geschichte selbst an der Wahrheit

zweifelt und sie in das Gebiet der Sagen verweis't. Es fanden sich Ritter, die das fürchterliche Abenteuer bestehen wollten! Jeder wurde dem Fräulein vorgestellt und von ihr einen Tag gastlich gepflegt, damit er ausruhete. Den folgenden Tag bestieg der Ritter sein Roß, wozu Kunigunde die Trompeten schmettern und einige Donnerbüchsen knallen ließ; sie selbst sah aus dem Erker ihres Gemachs auf den Tollkühnen nieder, wiederholte ihren Schwur und wünschte ihm Glück! Dieser versprach dagegen den schauerlichen Ritt zu vollenden und lenkte sein Roß über die Zugbrücke auf die verhängnißvolle Mauer, bis dahin von seinen Knappen und Knechten begleitet, die mit Thränen im Auge und mit Seufzern Abschied nahmen von ihrem Gebieter. Die Trompeter und Büchsenmeister blieben an ihrem Orte, um wenn der Ritter über die Zugbrücke glücklich wieder einreite, ihn mit jubelnden Tönen zu empfangen; aber dieses frohe Geschäft wurde ihnen — nimmer zu Theil, denn keiner der kühnen Reiter kehrte wieder, sondern alle fanden ihren Tod, wie ihn Kunigundens Vater, und ihr Grab, wo er es gefunden hatte. Das Fräulein sah den Abgrund mit blutigen Opfern sich füllen und blieb gleichgültig, keiner der Werbenden wurde abgemahnt und noch weniger von ihr der Schwur zurückgenommen. Aber die Ritter wurden klüger und es ließ sich bald kein einziger mehr auf der Burg schauen, und das machte Kunigunden erst mißmuthig und dann wüthend, daß Niemand mehr um ihre Hand mit frevelnd kühnem Mauerritte werben wollte. So verstrichen viele Monden in tödtender Einsamkeit auf Kynast, und Gram

und Aerger nagte an des Fräuleins Schönheit, bis sich wieder ein Ritter meldete. Laut auf lachte Kunigunde und jubelte, als er durch das hie und da mit dürftigem Riedgras bewachsene Burgthor eintritt, sich von seinem stattlichen Rosse schwang und mit Kraft und Anstand die breiten Stufen hinaufstieg! Er trat in das Gemach und grüßte das Fräulein, die bei dem nähern Anblicke des Ritters unwillkührlich erbebte; denn sein Blick durchdrang blitzschnell ihr ganzes Wesen und zündete in ihrem Herzen, bisher einem dürren Haidegrund ähnlich, die Flamme der Liebe, die durch das Unbefangene und Feine in seinem ganzen Betragen so genährt wurde, daß sie unwillkührlich sich gezwungen fühlte, ihn zarter als seine Vorgänger zu behandeln! Gern hätte sie Namen und Stand des Ritters, der auf sie einen so seltsamen Eindruck gemacht, kennen gelernt, konnte es aber nicht über sich gewinnen, ihn selbst darum zu befragen. Sie wandte sich deshalb an dessen einzigen Begleiter, der sich anständiger und ritterlicher als ein gewöhnlicher Knappe betrug und so zurückhaltend und einsylbig war, daß sie von ihm auch nicht die mindeste Auskunft über seines Gebieters Verhältnisse erlangen konnte. Mit Gefühlen der Achtung, Liebe, Neugierde und des Stolzes, sich in ihrer Brust vereinigend, kehrte sie in ihr Gemach zurück und — was sie noch nie vorher gethan hatte — bat den Fremdling, und man konnte an dem Wogen ihres Busenschleiers sehen, wie heftig ihr Herz klopfte, — von dem gefährlichen Ritte abzustehen, oder ihn doch aufzuschieben. Beides wurde mit Artigkeit aber hohem Ernste bestimmt verneint. Da

suchte Kunigunde am Abende ihr Lager, auf dem sie sich, wie von fieberhaften Krämpfen überfallen, umher warf und wie im Wahnsinn abwechselnd seufzte und tobte, betete und fluchte. Ihr herrischer Stolz war gebrochen, ihre erwachte Liebe unbeachtet, ihre Bitte — und das war für sie das Unerträglichste — blieb unerhört! Erst nach Mitternacht fand sie ein leichter Schlummer, der ihr aber nicht Erquickung, sondern wilde aufschreckende Träume brachte.

Kaum graute der Morgen, so war auch schon der Knappe des Ritters im Burghofe beschäftigt und zog die Rosse aus dem Stalle. Bald darauf erschien auch der Ritter selbst in ganz leichter Kleidung und unbewaffnet, umarmte den Knappen wie einen Freund, streichelte sein Roß, schwang sich darauf und ritt durch das Burgthor hinaus nach der blutglänzenden Mauer. Während dieser kurzen Zeit der Vorbereitung hatte der Thorwächter alle Insassen der Veste geweckt und herbeigerufen und auf Befehl des Ritters Allen die ernste Weisung gegeben, sich nicht der Mauer zu nahen! Etwas später erwachte Kunigunde aus ihrem peinigenden Schlummer und flog, als sie hörte, daß der Ritter bereits auf der Mauer sey, im leichten Nachtkleide hinab in den Burghof, geberdete sich wie eine Wahnsinnige und fragte nach dem — Leichname. Niemand gab ihr Antwort, denn Herzensangst hatte alle Zungen gebunden, Alle hoben Augen und gefaltete Hände betend zum Himmel, denn der Ritter befand sich in der Mitte des furchtbaren Pfades. Kunigundens Blick heftete sich auf den Reiter, der die Füße aus den Bügeln gezogen und den Zügel

nachläſſig über des Roſſes Mähne gehängt hatte, mit magnetiſcher Kraft, als ob er Roß und Ritter feſthalten und vor dem Sturze bewahren wollte. Jetzt erhob ſich der geſiederten Waldſänger Morgenchor und die Sonne beleuchtete die Spitzen der hohen Burgthürme, da war der Ritter am Ende der verhängnißvollen Bahn; er faßte die Zügel ſeines ſchweißbedeckten Roſſes und lenkte es hinab von der Mauer zum Burgthore, wo das Fräulein, zitternd wie eine Gegeißelte, ſtand und bei dem Anblicke des glücklichen Ritters ohnmächtig zu Boden ſank. Aber der Knechte Jubelgeſchrei, das Schmettern der Trompeten und das Knallen der Donnerbüchſen brachte ihr bald das Bewußtſein zurück. Edler Ritter, rief ſie, meines Vaters Tod iſt gerächt an den tückiſchen Felſen, mein Schwur gelöſ't, Ihr ſeyd nun mein und dieſer Burg Gebieter!

Wol iſt nun, entgegnete dieſer mit Hoheit und würdevollem Ernſte, wol iſt nun, Fräulein, Euer grauſamer Schwur gelöſ't und Eurem Stolze ſind Grenzen geſetzt; dem Gott der Gerechtigkeit und Gnade ſey für ſeinen Beiſtand Preis und Dank! Das war die Abſicht meines Erſcheinens, nicht aber Euer Gebieter und Ehegemahl zu werden, denn ich bin — der Landgraf Adelbert von Thüringen, und ein edles, zartfühlendes Weib nennt mich Gemahl!

Bei dieſen Worten ſank Kunigunde in die Knie wie eine Sterbende! Der Landgraf ſah ſchweigend auf ſie herab und harrte des Augenblicks, wo ſie ſich wieder erholen würde. Es geſchah, und er fuhr fort: Iſt in Euch noch ein Funken Gefühl für Menſchlichkeit, ſo

lebt — und bemüht Euch, durch fromme Thaten, durch Liebe zu einem wackern Gemahl Eure Grausamkeit vergessen zu machen und das Blut der geopferten Jünglinge zu versöhnen! Ist aber, fuhr er mit furchtbarem Ernste fort, Euer Herz durch und durch hart wie Erz und Stein, kann die Demüthigung, die ich Euch nach Verdienst und Gerechtigkeit zufügen mußte, Euern Stolz nicht tödten, dann wandelt auch Ihr auf der Mauer, von wo so viele Edle hinabstürzten, schaut hinab auf ihre Gräber und vollendet, wenn Euch das Erscheinen blutiger Gestalten in der Tiefe nicht schwindelnd macht, den Weg, wie ich ihn mit Gott und diesem langgeübten Rosse vollendet habe! Mit diesen Worten wandte er sein Roß und verließ mit seinem Knappen die Felsenburg und Kunigunden.

Nun werden die geehrten Leser und Leserinnen auch gern wissen wollen, zu was sich Kunigunde entschlossen habe, und welches ihr Schicksal gewesen sey. Darüber giebt es eine dreifache Sage. Die erste meldet, daß Kunigunde aus Liebe zu dem Landgrafen, der sie von sich weisen mußte, aus Aerger, gekränktem und gedemüthigtem Stolze dem Wahnsinn nahe gebracht worden sey und verzweifelnd sich von der Mauer gestürzt habe in den Abgrund, wo ihr Vater und viele edle junge Ritter Tod und Grab gefunden hatten. Die zweite Sage erzählt, daß sie von der Zeit an, stets in sich gekehrt, jede Menschengesellschaft geflohen und, in klösterliche Einsamkeit zurückgezogen, ihr Leben unter Seufzern und Thränen vertrauert habe und nach wenigen Jahren, einer entwurzelten Blume gleich, dahingewelkt und ihrer An-

ordnung nach, in die Felsenschlucht begraben worden sey. Die dritte Sage erzählt, daß ihr der Landgraf seinen vermeintlichen Knappen, den Ritter Hugo von Erbach, zum Ehegemahl empfohlen und ihr zur Ueberlegung vier Wochen Zeit gegeben habe. Der Ritter begleitete, lautet die Sage weiter, den Landgrafen zurück nach Thüringen, von wo er nach der verflossenen Bedenkzeit auf der Burg Kunigundens wieder einsprach und, von ihr — freundlich empfangen, bald nachher ihr Ehegemahl wurde. Sie ließ die gefährliche Mauer abbrechen, für die Seelen der geopferten Ritter Messen lesen und bemühte sich, durch Liebe und Menschenfreundlichkeit ihre frühern Frevel zu sühnen und vergessen zu machen.

Das Weib trotze nie dem Gesetz der Natur
und halte sich frei von frevelndem Schwur,
denn dem Schmerz und der Reue entfliehet sie nicht!
Je schöner die Reize, je größer das Gut,
je stolzer der Name und edel das Blut,
für sie desto zarter und heil'ger die Pflicht!

67.

Richmuth von der Aducht

in

Cöln.

Die alte Stadt von Cöllen
ist aller Welt bekannt,
sie wird an vielen Stellen
die heilige genannt.
Das Blut im Glaubensstreite
hier manchem Held entrann,
bis er nach seinem Leide
die Marterkron' gewann.

In grauen Zeiten lebte
ein Mann da schlecht und recht;
hoch hin in's Alter strebte
sein adelig Geschlecht *).

---

*) Die Familien von der Aducht und von Lyskirchen gehörten zu den vornehmsten Geschlechtern der Stadt Cöln.

Sein Haus und Thürmlein lagen
am Neumarkt, wohlbekannt,
wo hoch die Zinnen ragen,
Apostelnstift genannt.

Vom Stamm der Aducht führte
Herr Mengis Schild und Nam',
sein Haus Richmondis zierte,
die er zum Weibe nahm.
Sie lebten treu und friedlich
mit Gott und mit der Stadt
und schafften unermüdlich
den Armen Rath und That.

Der Beiden treuer Liebe
kein Kindlein war geschenkt,
drum sah man gram und trübe
sie stets in Trau'r versenkt.
Wer soll in alten Tagen
ihr Stab und Pfleger seyn?
Sie sind in Leid und Klagen
dann allzusehr allein.

Drob grämte sich der Ritter
gar sehr in stillem Schmerz;
es floß so sehr und bitter
der Kummer in sein Herz!
Richmondis aber sandte
nur Seufzer zu dem Herrn
und an Maria wandte
sie sich so treu, so gern.

Da mocht' ihr einst bedünken,
als ob der Jungfrau Bild
ihr huldreich thäte winken
und wunderlieb und mild,
als öffnet' sie das Mündlein
und ihre Augen zart
und würd' von fernen Stündlein
ihr etwas offenbart.

Ein Todtenköpflein reichet
Maria ihr mit Huld,
und Frau Richmondis schweiget
und nimmt es in Geduld.
Doch aus dem Schädel heben
drei Rosen sich hervor,
aus deren Dufte schweben
drei Englein sanft empor.

Richmondis sieht das Zeichen,
doch dunkel ist der Sinn;
die Kräfte ihr entweichen,
sie sinkt auf's Lager hin.
Und stets in süßen Träumen
drei Rosen vor ihr blüh'n,
stets wie aus Himmelsräumen
sieht sie drei Englein zieh'n.

Allein ihr ist so bange,
das Herz wird ihr so schwer,
Herr Mengis bleibt so lange,
das kümmert sie so sehr.

Der saß im hohen Rathe,
sein Lieb, das war so krank,
und als er endlich nahte,
sie mit dem Tode rang.

Der Ritter sich entsetzte,
ihr Weh das Herz ihm brach,
ihr Lager er benetzte
mit Thränen Nacht und Tag.
Er konnte nicht erfragen
der Trauten Schmerz und Noth,
und schon nach dreien Tagen
da war Frau Richmond todt.

Drob sank in Trau'r und Leiden
der tiefbetrübte Mann,
wollt' auch von hinnen scheiden,
wollt' mit der Lieben gan.
Er zierte sie mit Golde
und reichem Edelstein,
es sollte stets die Holde
ihm noch verbunden seyn.

Auch ließ als Pfand der Treue
er ihr den goldnen Ring,
den sie in heil'ger Weihe
als Braut dereinst empfing;
den nahm von ihm die Gute
hinunter in das Grab.
Er sprach in trübem Muthe:
«sänk' ich auch bald hinab!»

Da lag in kühlem Grunde,
geziert so schön und reich,
zur mitternächt'gen Stunde
Frau Richmond starr und bleich.
Und stets ihr noch in Träumen
drei schöne Röslein blüh'n,
stets wie aus Himmelsräumen
sieht sie drei Englein zieh'n.

Doch sie den Röslein saget:
«Ihr blühet nicht für mich!»
Doch sie den Englein klaget:
«Ihr zieht nicht her für mich!
Denn seht! ich muß hier weilen
in tiefer dunkler Nacht,
bis sich die Wolken theilen
und neu der Morgen tagt.»

«Schwebt auf, ihr süßen Düfte,
zu Gottes Mutter hin!
Schwebt auf in hohe Lüfte,
ihr schönen Seraphin!
Maria, keine Rose,
kein Englein sende mir;
mir wird wohl nur zum Loose
ein Todtenköpflein hier. —»

Und als sie so noch denket,
vom Schlummer sie erwacht
und fühlt sich nun versenket
in tiefe Grabesnacht.

«Maria, wird gerochen
mein Kleinmuth allzusehr»,
sprach sie, «so nimm» — ein Pochen
hört sie rings um sich her.

Das Grab, der Sarg sich lüften —
«so nimm doch nun mich auf!»
sprach's; von den Todtengrüften
eilt was in schnellem Lauf.
Der Todtengräber fliehet
und läßt den reichen Schatz,
um den er sich bemühet,
angstvoll an seinem Platz;

verläßt auch die Laterne
zusammt und sein Geräth,
in großer Furcht schon gerne,
wie es da liegt und steht.
Frau Richmond sich erhebet,
sieht nach dem Grab sich um,
hört fern den Mann noch, bebet
und dankt Gott still und stumm.

Und mit dem Lämpchen schleichet
sie von dem Kirchhof fort,
in Graus und Frost erreichet
sie ihres Hauses Pfort'.
Sie pocht, so wie Gespenster,
mit matten Händen an,
bis endlich wird ein Fenster
behutsam aufgethan.

Der Ritter war's. Der fragte:
«Wer stört hier meine Ruh'
in finstrer Nacht?» und machte
das Fenster wieder zu.
Allein Richmondis pochte
von Neuem mehr und mehr,
die kalte Nachtluft mochte
sie drücken allzusehr.

Der Ritter kehret wieder:
«Könnt Ihr in Nacht und Graus,
mein Eh'herr und Gebieter,
mich schließen vor das Haus?
O, traget doch Erbarmen,
viellieber Hauswirth mein!
gönnt der erstand'nen Armen
Eu'r kleinstes Kämmerlein.»

So sagt die Frau. Der Ritter
erschrickt ob dieser Mähr
und spricht durch's Fenstergitter:
«Mein Lieb kehrt nimmer mehr!
Ist's gleich auch ihre Stimme,
ist's doch nur ein Gesicht!»
Zu wehren Gottes Grimme
er De profundis spricht.

Allein Richmondis weinte,
hüllt sich in's Todeskleid,
fleht, daß ihr nun erscheinet
der Herr in ihrem Leid.

«So mögen denn zum Zeichen
erst meine Rosse nun
hinauf zum Boden steigen,
statt in dem Stall zu ruh'n!»

Sagt er. Und Gottes Güte
viel Wunderding vermag,
zu frei'n ein fromm Gemüthe
aus schwerer Pein und Klag':
Herr Mengis hört die Gäule,
wie sie mit schwerem Gang
zum Söller zieh'n in Eile
schon seiner Stub' entlang.

Da greift ihn Furcht und Schauer,
er rennt zu seinem Weib;
die stand an feuchte Mauer
gelehnt den müden Leib.
Er weinte, fleht' und faßte
sie küssend in den Arm,
trug schnell dann die Erblaßte
zum Bette sanft und warm.

Herr Mengis, seine Mägde
und Diener hocherfreut,
ein jeder ihrer pflegte
in Lust und Herzlichkeit.
Da ward von allen Seiten
viel Treu' und Lieb' geübt:
Gott kann zur Freude leiten,
wen er zuvor betrübt.

Auch wird in wenig Tagen
Frau Richmond ganz gesund,
und nach so vielen Klagen
ward jung die Hochzeitsstund'.
Oft schien noch die Geschichte
der Frau und ihrem Mann,
als hätt' sie ein Gesichte
getäuscht in Trug und Wahn.

Auch scholl zu jedem Ohre
alsbald die Wundermähr,
und zu des Hauses Thore
drängt bunt die Menge her.
Und traun! da seh'n die Pferde
vom Söller stumm und starr
hinunter auf die Erde,
und seh'n noch manches Jahr.

Richmondis aber spinnet
still in dem Kämmerlein
und lacht nie mehr und sinnet,
dem Herrn zu Dank zu seyn;
sie weihet manche Gabe
Marien und dem Kind,
die selbst im tiefsten Grabe
ihr hold gewesen sind.

Und wie drei Röslein schweben
zu ihr drei Kindlein hin,
die als drei Englein leben
und für den Himmel blüh'n.

So ward am End' erfüllet
Richmondis heiß Begehr,
in ihrem Herzen quillet
stets Gottes Lob und Ehr'.

Sie wob ein schön Gebilde
mit eigner zarter Hand,
das sie dann fromm und milde
zu ihrer Kirche sandt'!
Da war es lang' zu sehen,
es hing zur Fastenzeit
im Chore von den Höhen
in Pracht und Künstlichkeit.

Maria und die Jünger
sah man am Kreuze steh'n,
wie sie zum starken Ringer
für's Heil der Menschheit fleh'n.
Am Kreuze liegt der Schädel,
auf dem die Rosen blüh'n,
und rechts und links hochedel
die Rittersleute knien.

Und aus den Rosen heben
drei Englein sich empor,
die zu dem Heiland schweben
in wundersüßem Chor.
So hat uns zum Gedächtniß
Richmond das Tuch gestickt
und es dann zum Vermächtniß
in jenes Stift geschickt.

Lang' stöhnt es auf dem Grabe,
das nun das Paar vereint,
so schauerlich, als habe
das Leichentuch geweint.
Allein den frommen Beiden
gab Gott auf seinem Thron
nach ihren vielen Leiden
der treuen Liebe Lohn.

E. v. Groote.

Anm. Das von Richmondis künstlich gewebte Fastentuch ist noch jetzt in der Apostelnkirche zu Cöln zu sehen. Das Grab hingegen ist verschwunden und eben so auch ein Gemälde, worauf diese ganze Begebenheit abgebildet war, da die Vorhalle obiger Kirche, wo es sich befand, im Jahre 1585 abgebrochen wurde. Ein paar hölzerne Pferde als Wahrzeichen sahen noch Jahrhunderte lang vom Söller des Hauses derer von der Aducht. — Eine fast ganz ähnliche Sage findet sich auch im ersten Bande dieser Sagen in dem Schimmel von Magdeburg, erzählt.

68.

Die Glocke im Dome

zu

A a c h e n.

Zu Aachen durch die Gassen,
da tönte lust'ger Braus,
von Mann und Weib verlassen
stand öde jedes Haus,
mit seinem Hofgelage
kam selber Karl zur Schau:
es war an diesem Tage
vollbracht des Domes Bau *).

«Gott wird mit Wohlgefallen»,
begann der Kaiser laut,
«bewohnen diese Hallen,
die wir ihm aufgebaut;

*) Vergl. I. III. Bd. dieser Sagen.

für unsrer fleiß'gen Hände
vieljähriges Bemüh'n
wird reichen Segens Spende
in Gottes Haus uns blüh'n.»

«Doch fehlt der Mund, der helle,
der uns zu kommen heißt,
wenn sich der Gnade Quelle
im Heiligthum erweis't.
Mit ihrem frohen Schallen
fehlt noch die Glocke hier,
drum bringet von Sanct Gallen
Tancho den Meister mir.»

Der Meister ward gerufen,
und Karl gab ihm zur Stund'
gediegner Silberstufen
dreitausend schwere Pfund,
und Kupfererz und Eisen
hieß er ihm zahlen aus
und ließ zur Arbeit weisen
ihm ein gelegen Haus.

An's Werk gab unverdrossen
der Künstler sich alsdann.
Doch seine Thür verschlossen
hielt er vor Jedermann;
nicht daß die Störung ferne,
ihm lag Betrug im Sinn:
das Silber hätt' er gerne
vertauscht mit schlechtem Zinn.

Und als dahin drei Wochen,
da war das Werk vollbracht,
die Form ward abgebrochen:
«Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder,
die Sprüche Zeil' an Zeil',
im Sonnenglanz die Schilder!
Dem hohen Meister Heil!»

So flicht dem Künstler Kränze
das Volk mit blindem Sinn
und merket nicht, es glänze
ein falscher Glanz darin.
Man zieht zur Glockenstufe
die Glock' und fugt sie ein,
da grüßt mit neuem Rufe
das frohe Volk darein.

Und Karl tritt aus der Menge
zuerst zu läuten vor,
er rührt die Glockenstränge,
kein Laut dringt in sein Ohr.
«Nicht liegt's an meiner Stärke,
die regte Größ'res schier,
es liegt wohl an dem Werke:
den Meister rufet mir!»

Und Tancho tritt in mitten,
im Auge grimme Gluth,
er geht mit schwanken Schritten,
er reißt am Seil mit Wuth.

Ein Prasseln und ein Toben
dröhnt durch die Balken dann:
der Klöpfel fällt von oben
und trifft den falschen Mann.

Wie sie ihn stürzen sehen
und seh'n des Blutes Lauf,
da staunt das Volk, da gehen
ihm erst die Augen auf:
es schweiget wie vernichtet.
Der alte Kaiser spricht:
« Wo Gott, der Herr, gericht:
da reden Menschen nicht. »

K. W. Müller.

69.

Die Hagelmacherinnen
in
Berlin.

In Berlin lebte vor langer Zeit eine Witwe, so arm, daß sie manchen Tag nicht wußte, woher sie nur das nothdürftigste trockene Brot für ihre Kinder auf eine ehrliche Weise nehmen sollte, besonders da sie so manchen Tag darauf verwenden mußte, etwas dürres Holz in dem ziemlich entfernten Walde zu sammeln. So ging sie auch einstmals aus, um zu sehen, auf welche Weise sie wol Brot oder Holz erlangen könne. Sie kam, in ihren traurigen Gedanken nicht auf den Weg achtend, in einen dichten Theil des Waldes, den sie bisher noch nicht betreten hatte. Hier trat ihr plötzlich ein Förster entgegen, über dessen Erscheinung das arme Weib so erschrak, daß sie am ganzen Leibe zitterte, zumal da der Jägersmann etwas Unheimliches und Widerliches in seinem Gesichte hatte. Warum bist du so trau=

rig? fragte er sie mit krölender Stimme. Ich bin eine arme Witwe, entgegnete sie halblaut, die Kinder, aber weder Brot noch Holz hat. Das ist schlimm für dich, bemerkte der Jäger weiter; wenn du aber mich zu deinem Liebsten nehmen und mir gehorsam seyn willst, sollst du nicht nur Brot und Holz, sondern auch Lekkereien, Geld und Freude im Ueberfluß haben. Das Versprochene gefiel dem Weibe zwar, keineswegs aber der Freier, und es kostete diesem viel Ueberredung, seinen Willen ihr annehmlich zu machen. Als ihm dieß gelungen, verließ er sie. Nach Verlauf einiger Wochen kehrte er zur Zeit des Neumondes wieder, gab ihr einen Besen, sich darauf zu setzen, um mit auf den Berg zum Tanze zu reiten. Nun erst sah das Weib mit Schrecken, wem sie sich ergeben hatte, wußte aber nicht, wie sie wieder von ihm loskommen und doch die erlangten Güter und Vorräthe behalten möchte. Sie mußte mit ihrem höllischen Buhlen durch Dick und Dünn, über Berg und Thal reiten und fand auf dem Berge eine große Gesellschaft von Weibern, von denen sie aber nur zwei aus ihrer Nachbarschaft erkannte, deren eine dem Spielmanne zwölf Pfennige Lohn gab. Dann sammelten alle Weiber Aehren, Eichen- und Weinlaub, um damit ein großes Hagelwetter zu schaffen, was aber nicht ganz gelingen wollte.

Später kamen die beiden Nachbarinnen der Witwe in einer Schenkstube zusammen, setzten daselbst an einen besondern Ort große Kübel mit Wasser, um daraus eisigen Hagel zu hexen, und beriethen sich mit einander, ob sie damit die Weinberge oder die Kornfelder verwü-

sten wollten. Dieß Gespräch hörte der Wirth, der sich in einem heimlichen Winkel versteckt hatte, um die Weiber, denen er gleich beim ersten Ansehen nichts Gutes zutraute, zu belauschen. Als sich diese auf ihr Strohlager gelegt hatten und eingeschlafen waren, goß der Wirth die Wasserkübel über sie weg, und sie waren augenblicklich mit einer dichten Eisrinde überzogen, aus der sie, erwacht, nur mit vieler Mühe und durch Beistand des Teufels sich herauswinden konnten. Der Wirth wollte sie festhalten, aber sie waren, ehe er's ahnte, verschwunden und für dießmal der verdienten Strafe entgangen. Leider läßt sich ein Mensch, der sich einmal dem Bösen ergeben, nicht leicht warnen und von seiner Sündenweise abschrecken. So auch diese Weiber. Sie nahmen sich vor, mit einem allgemeinen gräßlichen Hagelwetter alle Feld- und Gartenfrüchte zu verderben. Zu diesem Behufe hatten sie ein kleines Kind aus ihrer Nachbarschaft gestohlen und es zerstückt in einem großen Topfe an's Feuer gesetzt, um es zu kochen. Die Mutter sucht ihr Kind auch in dem Hause der Zauberinnen und findet — wer mag ihren Schreck und ihre Gefühle schildern! — ihr getödtetes Kind im Topfe. Ihr Angstgeschrei und Weheruf, das Herbeieilen Vorübergehender und das Festbinden der Zauberweiber war das Werk weniger Minuten. Bald darauf erhielten sie ihre wohlverdiente Strafe.

Ob wol im Jahre 1839 diese Zauberweiber wieder aufgestanden sind, da zahllose Hagelwetter so viele Felder und Gärten verwüstet haben?

70.

Der warnende Bauer

bei

M a g d e b u r g.

Die alte, ehrwürdige Stadt Magdeburg hatte in früherer Zeit oft Kriege zu führen, in denen sie bald Siegerin, bald Besiegte war. So hatte sie auch in den ersten funfziger Jahren des 16. Jahrhunderts einen Kriegszug gegen den Herzog von Mecklenburg, und derselbe ward im Spätherbst angetreten. Als der Heerhaufe zu dem Dorfe Barleben, ungefähr 2 Stunden von der Stadt entfernt, gekommen war, begegnete ihm ein alter Mann von ansehnlicher Größe und in der Tracht eines Bauern. Dieser fragte, wo das viele Kriegsvolk und große Rüstung hin wollte. Sie gaben ihm wahrhaften Bescheid. Da erhob der Mann beide Hände gen Himmel und bat flehentlich, fast mit Thränen in den Augen, daß sie wieder umkehren und den Kriegszug unterlassen möchten, weil Ort und Zeit ihnen ganz ungünstig sey. Dieser Warnung lachten die Krieger und wollten wissen, warum ihnen Ort und Zeit nicht günstig seyn solle. Habt ihr nicht, erwiederte der Bauer, die Tafel in der Johanniskirche in Magdeburg gelesen, worauf geschrieben steht,

daß die Magdeburger vor 200 Jahren an demselben Orte und Tage gänzlich geschlagen worden sind? Laßt dieß euch zur Warnung dienen! Es geht euch jetzt nicht glücklicher! Die Krieger aber ließen sich nicht warnen, ja viele derselben verhöhnten und verlachten den Greis, und sie zogen in die Schlacht. Die Magdeburger wurden gänzlich geschlagen und Alle, die den Warner verlacht hatten, kamen jämmerlich um. Die auf der Flucht Heimkehrenden aber sahen den Greis mit eisgrauem Bart und Haaren, aber mit jugendlich blühendem Gesichte bei sich vorüberwandeln, er ist aber später von Niemand mehr gesehen worden.

71.

Die Jungfrau des Zobtenberges.

Unter den Berghöhen Schlesiens ist der Zobtenberg zwar keiner der höchsten, aber einer der weitumschauendsten und schönsten.

Von seinem Gipfel herab schweift der Blick durch das reiche Schlesien, ruht auf Bergen und gewerbreichen Thälern, und während der Wanderer hinauf- und herabsteigt, hört er aus dem Munde des Führers so manche Sage aus altverklungener Zeit.

So ging es auch dem Erzähler dieses.

Auf dem Wege zum Zobtenberge machte ihn der Führer, ein Weber des am Fuße des Berges liegenden Dorfes, auf zwei plump gearbeitete Steinbilder aufmerksam. Das eine stellte einen Bären, das andere eine Jungfrau ohne Kopf dar. — «Hier», sagte der Führer, «lebt die Erinnerung einer Begebenheit, die des Volkes Sage von Jahrhundert zu Jahrhundert bewahrte und welche unter dem Namen

der Jungfrau des Steinthales am Zobtenberge

bekannt ist.»

I. Der Fluch der That.

Das Licht des Glaubens begann im 6ten Jahrhundert Schlesien zu erhellen. Die Altäre der Heidengötter fielen, das Kreuz leuchtete auf den Bergen, aber die Herzen blieben dem Geist der Lehre noch lange verschlossen.

Unter dem Wladiken des Landes, welche mehr aus Eigennutz als aus Ueberzeugung der Lehre des Evangeliums folgten, war Wenzlav von Zdézliczo, ein stolzer, herrsch- und habsüchtiger Mann.

Heuchelnd zog er am Tage zu der Kapelle im Weißtritts-Thale und in dunkeln Mitternächten zu den Götzenbildern des Zobtenberges, wo unter gottlosen Gesängen noch heidnische Opfer, ja selbst durch Menschenblut, gebracht wurden.

Nach einer dieser Nächte, es war die Walpurgisnacht, kehrte er berauscht vom Meth zurück, suchte und fand Herberge bei einem christlichen Ritter, Hugo von

Eberstein, und lernte hier die schönste der Burgfrauen kennen, Gertrudis war ihr Name; aber so schön ihr Körper war, so falsch war ihr Herz, so wollüstig ihr Sinn.

Bald umfing buhlerische Liebe den Gastfreund und sie. Eberstein, der unglückliche Ehemann, ward betrogen, und in demselben Augenblicke, als ihm ein Zufall das Verbrechen seiner Gattin vor Augen stellte, ward er von dem verrätherischen Freunde durchbohrt.

Ein Augenblick hatte den Ritter von Zdézlicze zum Ehebrecher und Mörder herabgewürdigt; er floh mit dem buhlerischen Weibe und lebte mit ihr in der Sünde und ihren trügenden Genüssen.

Schon hatte ihm Gertrudis zwei Kinder geboren, als er in Trutlieb, einem Ritterfräulein des nachbarlichen Gaues, ein Mädchen kennen lernte, welches durch Schönheit und Reichthum alle seine Begierden erregte und auf sich zog. Bald sagte ihm sein böser Geist, nur der Mord der Gertrud führe zum Ziele. Dem Gedanken folgte die That. Er stürzte sie in dem Augenblicke, wo sie mit ihm über die Zugbrücke wandelte und die in Sünde erzeugte Tochter, ein Kind von 10 Wochen, in ihren Armen hielt, meuchlings in den Abgrund.

Das andere Kind, ein Knabe von 1½ Jahr, eilte weinend herbei, der Rabenvater ergriff es und schleuderte es der Mutter nach. Die Bäre, die in dem Burggarten gehalten wurden, eilten herbei und zerfleischten und fraßen Mutter und Kinder. Der Mörder warb nun um das reiche Burgfräulein, die Sage nennt sie Trutlieb von Roswina, und erhielt sie zum Weibe. Er glaubte sich glücklich, aber die rächenden Mächte wachten.

II.

Als eben der zweite Tag des Hochzeitfestes, in Prunk und Glanz gefeiert, sich zum Ende neigte wurde und der Fackeltanz begann, trat der Berggeist des Zobtenberges in der Gestalt eines häßlichen Zwerges in den Saal. Alle Fackeln erloschen, eine bläuliche, stinkende Flamme erfüllte erleuchtend den Saal und mit kreischender Stimme rief der Geist, indem sich der Stab, den er in der Hand trug, in eine feurige Schlange verwandelte und er selbst dem zitternden Bräutigam nahte:

«Fluch über dich, Ehebrecher und Mörder! Du bist verflucht bis in's dritte und vierte Glied, bis deine That gesühnet ist! Ja!» rief er den zitternden Gästen zu: «Dieser Wüthrich hat, Ehre und Pflicht vergessend, Kurt von Ebersteins Hausfrau verführt, den Gatten ermordet und dann die ehebrecherische Buhlerin heimgeführt. Wankelmüthig war seine Liebe. Als er Trutlieb sah, und aus Eigennutz und Wollust liebte, hatte er Gertruden und seine beiden Kinder hinabgestürzt in den Burggraben. Bäre fraßen die zerschmetterten Körper der Mutter und ihres Säuglings, nur den Knaben habe ich gerettet, damit das Geschlecht nicht ausstürbe und einst wieder zu hohen Ehren käme. Fürchterlich waren seine Thaten, fürchterlich soll seine Strafe seyn! Vernehmt den Ausspruch des Gerichtes, welches die Schicksalsmächte über ihn fällten! — Seht wie der Sünder zittert und endet!»

«Kurt von Zedlitz,» fuhr er fort, «höre dein Urtheil:

«Du sollst weder leben noch sterben können, du sollst schlafen und schlafend alle Martern des bösen Gewissens fühlen. Mit

jedem Athemzuge, denn dein Schlaf ist nicht Tod, sondern fürchterliches Leben, soll dir die Hölle neue Schreckbilder entgegenspeien. Im anscheinlich leblosen Körper fühle alle Qualen, die ein Sterblicher zu empfinden vermag, und im schuldbewußten Herzen die Geißel des Gewissens. Der Herr ist gerecht, aber auch barmherzig; deiner Ur=Enkel einem ist es vorbehalten, dich zu erlösen. Vernimm die Bedingungen. Geister werden dich in's Steinthal tragen, Felsen dich umschließen; alle hundert Jahre in der Neujahrsnacht soll einer deiner Enkel vor dir stehen und du sollst das Recht haben, ihn zu deiner Erlösung aufzufordern. Gelingt es ihm nicht, wird er in Stein verwandelt; und nur dann wird es gelingen, wenn ein Eberstein Vergeltung an deinem Geschlechte übte, das Weib eines Zedlitz verführte und die Frucht der wollüstigen Liebe von Bären zerrissen wird.»

Mit diesen Worten berührte der Zwerg des Ritters Haupt, der Ritter sank in Scheintod, alle Gäste flohen und des andern Tages fand man seinen Körper nicht mehr, die Berggeister hatten ihn in's Steinthal getragen.

Die unschuldige junge Frau trug schon damals, als der Scheintod ihres Gatten erfolgte, den Keim eines künftigen Lebens unter dem Herzen. Nach neun Monden genas sie eines Mägdleins und in der Geburtsstunde, es war die Stunde der Mitternacht, erschien ihr der Berggeist und sprach: «Das Kind ist unser; es soll guten Menschen anvertraut und erzogen werden, es wird in Jugend und Schönheit aufwachsen und nicht altern von seinem 16ten Jahre an. Von dieser Zeit an wird die Maid schlafen und nur dann erwachen, wenn der Erlöser naht, welchem sie als Lohn seiner Thaten bestimmt ist.»

So sprach er und entführte das Kindlein; die Mutter aber begab sich fortan in ein Kloster und starb als

eine fromme und gottesfürchtige Priorin der grauen Schwestern, deren Ordensregel Wohlthun und Krankenpflege gebietet.

III. Die Erlösung.

Fünf Jahrhunderte waren vergangen. Das alte Rittergeschlecht, das sich nun Zedlitz schrieb, war im Lande Schlesien zu großen Ehren gekommen, aber wieder bis auf den letzten Zweig des Mannsstammes erloschen.

Nur der junge Ritter Wenzel von Zedlitz lebte und hatte bereits sich als Mann und Ritter trefflich bewährt.

Räuber hatten die Gebirge unsicher gemacht, seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit hatte die Unholde zu verdienten Strafen geführt, und in einer furchtbar kalten stürmischen Winternacht ritt er zurück von einer Execution, welcher er als Richter beiwohnen mußte, als ihn die Nacht übereilte und er sich in den Felsen am Zobtenberge verirrte.

Eben verkündete der Stand der Sterne die Stunde der Mitternacht, als sein Roß strauchelte und er selbst in eine Schneegrube sank.

Schon glaubte er sich verloren. Da trat ein häßlicher Zwerg aus einer Felsenspalte hervor und sprach: «Folge mir!» Der Ritter folgte, sie betraten das Steinthal, und in selbigem war eine Hütte von Baumrinden gebaut und mit alterthümlichen Geräthschaften geschmückt.

An einem aus eichenen Pfosten gezimmerten Tisch schlummerte ein Greis, aber sein Schlummer glich einem Fiebertraume. Der junge Ritter bebte vor der Erschei-

nung und wollte eben seinen Sitz verlassen, als ein wunderliebliches Mädchen hereintrat und dem Jüngling den Kredenzbecher reichte. Sie sehen und lieben war Eins. Der junge Ritter vergaß Alles, was um ihn her war, und sprach:

«Welcher Zauber hier auch waltet, ich will ihn lösen und Seele und Seligkeit verbürgen, daß ich keine Gefahr scheuen werde, die Erlösung zu vollenden.»

«Frage diesen!» erwiederte der Zwerg und führte ihn zu dem schlafenden Ritter.

Dieser erwachte, sah ihn stier an und fragte: «Willst du mein Erlöser seyn?»

«Ich will es!» antwortete Wenzel, und nun sprach der Greis, und eine lichte Wolke schien ihm um die sorgengefurchte Stirn zu schweben:

«Wenn achtmal die Hörner des Mondes über deiner Burg gestanden haben, so suche den Mörder deiner Schwester auf und bringe mir von ihm in der künftigen Neujahrsnacht fünf Zähne, die das Blut deiner Schwester tranken!»

Kaum hatte er die Worte beendet, so sank sein Haupt zurück, die Augen schlossen sich und er entschlief. —

Wenzel verließ die Zauberhütte. Unausführbar schien ihm des Greises Gebot, denn er selbst hatte keine Schwester. Er kehrte in sein Schloß zurück und die Tage des Winters vergingen bei Jagd und Becherklang.

Schon war der Frühling gekommen, als ihm eine Einladung zu dem Ritter Hartram, der sich eine Burg am südlichen Ende des Zobtenberges gekauft hatte, wurde.

Wenzel folgte derselben, fand einen freundlichen Wirth und ein schmuckes Burgfräulein.

Man aß und trank. Der Wein machte beredt und dreist, Wenzel vergaß beim Anblick der schönen Dirne seines Gelübdes und sprach zu seinem Gastfreund:

«Ihr seyd ein glücklicher Mann, eine so schöne Dirne Eure Tochter nennen zu können.»

«Es ist nur meine Pflegetochter,» antwortete dieser erröthend. «Ich kaufte die Burg von Hugo von Eberstein, und da dieser mit Kindern sehr gesegnet ist, nahm ich die jüngste Tochter zu mir!»

Der Name Eberstein erschütterte den Ritter, denn jetzt erkannte er, daß die Augenblicke der Prüfung nahten.

Er zog sich in sein Kämmerlein zurück und betete hier recht andächtig an seinem Rosenkranz. Des andern Morgens erweckte ihn Jagdruf und Hörnergetön. Gäste waren gekommen und man zog auf eine Bärenjagd.

Das Burgfräulein nahm daran Theil und glich im leichten Jagdkleide einer Amazone, denn sie trug Köcher und Jagdspieß und Bogen. Die Jagd begann und zog sich in die Thäler des Zobtenberges.

Fort rauschte sie. Schon waren Hirsche und Elenthiere erlegt, als ein Bär aus dem Dickicht brach. Ihm nach tobte die Jagd. Der Bär streifte die Hunde ab, riß das Roß eines Ritters zu Boden und verschwand unter den Felsenklippen. Wenzel allein wagte es ihm zu folgen.

Endlich sieht er ihn. Aber welch ein Anblick! Wild fluthete der Schmerz durch seine Gebeine, Eiseskälte goß sich über seinen Körper, seine Fibern zuckten,

denn er sah, wie der Bär eben die Jungfrau zerrissen und ihren Kopf abgebissen hatte. Jetzt durchbohrte Wenzels Schwert das Unthier, das Jagdgefolge nahte, unter ihm war auch Agathens leiblicher Vater. — Dieser ergriff des Jünglings Hand und sprach: «Gott ist gerecht, die unglückliche Jungfrau lebt bei Gott, ich fühle den Höllenschmerz auf dieser Erde; wisse es, ich verführte deine Mutter, zeugte dieß Kind mit ihr im Ehebruch, und ihr Tod giebt mir der Hölle Qualen. Es ist deine Schwester, Wenzel; Gott sey mir Sünder gnädig!»

Mit diesen Worten sank er todt auf die verstümmelte Leiche Agathens.

Wenzeln kehrte die Besinnung zurück; er gedachte seines Gelöbnisses und brach fünf Zähne des Bären, die noch von dem Blute seiner Schwester benetzt waren, aus, um sie bis zum Tage der Erlösung aufzubewahren. Die Jagd war geendet und am dritten Tage sah die Trauerburg den Leichenzug. Für Eberstein und seine Tochter wurde eine Messe gestiftet und eine Kapelle am Zobtenberge erbaut.

IV.

Abermals kam die verhängnißvolle Nacht. Der Ritter suchte und fand den Weg zur Zauberhütte, trat zu dem schlummernden Greis, legte die Bärenzähne vor ihm hin und sprach: «Was du gebotest, ist erfüllt; hier sind die verlangten fünf Zähne, die Schuld ist versöhnt und abgebüßt!»

Da erhob sich der Alte vom Schlafe erwachend und

sprach mit verklärtem Antlitz: «Gott ist gerecht und barmherzig. Ich gehe nun ein zu seinem Frieden und ermahne dich, nie vom Pfade der Tugend zu weichen und den Herrn zu bekennen durch Wort und That! Auch Trutliebs Zauber ist gelös't, die Berggeister haben an ihr keine Macht mehr, sie werde dein Weib, dein glücklich treues Weib, und die großen Schätze, welche diese Höhle birgt, mögen fortan den Wohlstand eures Hauses begründen und erhöhen!»

In diesem Augenblicke trat Trutlieb ein. Der Greis legte ihre zarten Hände in die Hände des Ritters, und der Engel des Todes reichte ihm die Palme des Friedens. In diesem Augenblicke verwandelte sich auch der Zwerg in jene zarte Gestalt, die die Phantasie den Schutzgeistern giebt, und sprach: «Auch ich bin erlös't, hört meinen Segen: seyd tugendhaft und fromm, und ihr werdet glücklich seyn!»

Mit diesen Worten verschwand er. Der Ritter trat mit Trutlieb aus der Felsenhöhle, bezog seine Burg und wurde ein gar hoher und angesehener Herr.

Zum Angedenken dieser Begebenheit ließ er die Steinbilder in's Steinthal setzen, damit sie Jeden warnen sollten auf seine Schritte zu wachen, damit nicht ein Fehlschritt vom Wege der Tugend auf den des Lasters, zu Reue und unendlichen Qualen führe.

Noch grünt sein Name, noch grünt der Stamm der Eberšteiner; die Unthat der Urväter lebt nur noch in der Sage, und der Zobtenberg erinnert den Wanderer an den Fluch der That und seine Erlösung.

72.

Die Freischützen

bei

Paderborn,

einer Kreisstadt im westphälischen Reg. Bez. Minden.

Nahe bei Paderborn hatte ein Edelmann einen sehr großen Wald, über den er zur Aufsicht einen Förster gesetzt hatte. Diesen fand man eines Tages im Walde erschossen und Niemand konnte ermitteln, ob er sich selbst oder ein Anderer ihn getödtet habe. Das Erstere war sehr unwahrscheinlich, weil der Förster ein guter und ordentlicher Mann war, und das Letztere unbegreiflich. Da sich das Geschehene nicht ändern ließ, wählte sich der Edelmann einen andern Förster. Aber auch diesen und noch einige seiner Nachfolger fand man gleich nach Antritt ihres Amtes erschossen im Walde, denn sobald sie nur den Wald betraten, fiel in der Ferne ein Schuß, der den unglücklichen Förstern mitten durch die Stirn fuhr. Woher aber die Kugel kam, war trotz aller Sorgfalt nicht zu ermitteln. Der Edelmann mußte nun seinen Wald ohne Aufsicht lassen und zahllose Holzdiebereien dulden die nicht von seinen Unterthanen, die den verhängnißvol-

len Wald möglichst vermieden, sondern von Fremden verübt wurden.

Nach einiger Zeit meldete sich wieder ein Jäger in den erledigten Försterdienst. Der Edelmann erzählte ihm das traurige Schicksal seiner Vorgänger und wollte lieber Holzverluste dulden, als das Leben eines Menschen auf's Spiel setzen. Der Jäger aber versicherte mit kecker Zuversicht, daß, wenn ihm das Försteramt anvertraut würde, er sich vor dem unsichtbaren Scharfschützen schon Ruhe verschaffen wolle. Der Edelmann willigte endlich, obwohl ungern, ein. Am nächsten Tage trat er sein Amt an und wurde von dem Edelmann selbst und einigen anderen handfesten Männern nach dem lebensgefährlichen Walde begleitet. Am Eingange desselben blieben sie zurück und der neue Förster betrat sein neues Revier; aber kaum hatte er einige Schritte hinein gethan, als in der Ferne ein Schuß fiel. Schnell warf der Jäger seinen Hut in die Höhe, der, von einer Kugel durchlöchert, herabfiel. Nun aber ist die Reihe an mir, sagte der Förster, lud murmelnd seine Büchse und schoß sie mit den Worten in die Luft: Die Kugel bringt Antwort! Darauf bat er den Edelmann und seine Begleiter mit ihm zu gehen und den unbekannten Schützen zu suchen. Nachdem sie den ganzen Wald durchstreift und nichts Verdächtiges entdeckt hatten, kamen sie zu einer am jenseitigen Ende des Waldes gelegenen Mühle und fanden den Müller todt vor der Thüre liegen. Eine Kugel war ihm mitten durch die Stirn gefahren. Alle staunten und traten mit einiger Scheu vor dem Förster zurück. Der Edelmann behielt ihn einige Zeit in seinem

Dienste, um dadurch seinen Wäldern Ruhe vor Dieben zu verschaffen. Als er aber sah, daß sein Förster bei jedem Schusse traf, was er treffen wollte, das Wild an jedem ihm beliebigen Ort festbannte und aus seiner Jagdtasche die geschossenen Feldhühner wieder lebendig in die Küche fliegen ließ, ward es ihm doch unheimlich in seiner Nähe und er entließ ihn bei dem ersten schicklichen Vorwande aus dem Dienste.

75.

Der Prinzessinstuhl

bei

F i s ch b a ch.

Auf dem Falkensteine bei Fischbach, im Hirschberger Kreise Schlesiens, ist ein in Granit gehauener Sitz, der seinen Namen folgender Sage dankt. In dem freundlichen Boberthale weidete täglich ein junger Hirt eine Heerde munterer Lämmer. Mit der Morgensonne erschien er und erst am Spätabend führte er seine Heerde wieder zu Stalle, indem er heiteren Sinnes und friedli-

chen Gemüthes fleißig lustige Lieder sang. Als er eines Tages seiner Heerde, die sich die gewürzreichsten Gräser suchte, nachfolgte, kam er zu den Ruinen der alten, ehemals stolzen Veste Falkenstein, deren Fuß mit schauerlich dichtem Walde umgeben war. In diesen Wald hinein führte ein Pfad, der wenig betreten, aber annehmlich zu seyn schien. Unwillkührlich wandelte ihn der Hirt, vergaß seine Heerde und kam, seiner Neugierde nachgebend, endlich in die tiefste Waldnacht. Sie schreckte ihn aber nicht, sondern er drang, mit seinem Stabe den Weg untersuchend, Schritt vor Schritt vorwärts, und seine Kühnheit blieb nicht unbelohnt, denn wie mit einem Zauberschlage öffnete sich vor ihm ein Thal, zauberisch schön und reich an duftenden Blüthen. Er weidet sein den Schönheiten der Natur stets offenes Gemüth an dem Anblicke und träumt sich in's Land der Feen. Dann blickt er auf zu der Höhe und gewahrt auf einer schroffen Wand des Falkensteines eine Jungfrau sitzend, die unaussprechlich schön, aber einem Mondscheingebilde an Zartheit gleich war und an einem silberweißen Rocken spann. Ihr blaues Auge, von blonden Locken umschattet, verweilte mit Wohlgefallen auf dem Schäfer, der, wie versteinert, sich nicht zu rühren vermochte. Jetzt schlug im Dörfchen die Mittagsstunde und die Jungfrau seufzte tief auf, netzte mit ihren Thränen den Faden und — verschwand. Noch lange schaute der Hirt hin, wo die Liebliche gesessen, und wankte endlich wie ein Träumender und stumm zu seiner Hütte. Ihm war so unendlich wohl und er fühlte sich besser und frömmer als bisher. Er suchte am Abende sein einfaches

Lager, aber Schlaf darauf fand er nicht; denn er konnte kaum das erste Frühroth erwarten, um wieder zu dem lieben Thale zu eilen, und schon mit dem ersten Sonnenstrahle stand er vor dem Berge und sah die Jungfrau spinnen. Sie blickte wehmüthig zu ihm nieder und war abermals mit dem Glockenschlage Zwölf verschwunden. So vergingen Tage und Monden in gegenseitigem stummen Anschauen, bis endlich der Johannistag erschien. An diesem schwebte sie feenleicht zu dem Hirten nieder und redete ihn mit einer Stimme an, die dem verhauchenden Tone einer Flöte ähnlich waren: Ich heiße Hildegard und war einst Herrin der Burg Falkenstein, deren Trümmer du dort schaust. Viele Ritter warben um meine Liebe und Hand und suchten sich durch Muth und Gewandtheit im Turniere und durch Geschenke mir angenehm zu machen. Es waren darunter wackere, liebenswerthe Männer, aber mein Stolz wies sie zurück, denn ich bin aus dem piastischen Königsgeschlechte entsprossen. Endlich kam auch ein morgenländischer Fürst, schön, stark und berühmt, aber meinem Stolze noch zu niedrig, ich verweigerte ihm daher auch meine Hand. Das kränkte ihn schmerzlich und er beschloß, sich dafür zu rächen. Mit Zauberern verbündet, zerstörte er mein herrliches, prachtreiches Schloß, und mich selbst verbannte er in eine finstre, öde Höhle, von Ungeheuern bewacht, die ich nur zur Frühlingszeit verlassen darf, um auf diesem Felsen mein Unglück zu beweinen. Hättest du Muth genug, durch die finstre Pforte, die der schwarze Wald dort jedem gewöhnlichen Menschenauge verbirgt, in meine grause Verbannungshöhle zu dringen und mich zu ret-

ten, so sollten dich meine Liebe und unermeßliche Schätze lohnen! So sprach sie und verschwand. Der Schäfer senkt unwillkührlich sein Auge zur Erde und sieht einen blitzenden Dolch zu seinen Füßen liegen. Krampfhaft faßt er ihn und eilt hastig durch die Waldschlucht, wo die Jungfrau den Eingang zur Höhle bezeichnete. Er findet sie, dringt muthig hinein, aber schon bei dem ersten Schritte überfällt ihn ein kalter Schauer; denn um ihn her ist undurchdringliche Nacht, nur von schwefelfarbigen Blitzen durchkreuzt, dumpfe Donner rollen näher, ein Gewimmer und Röcheln, wie Sterbender, zerschneidet sein Ohr. Gespenstische Unholde strecken nach ihm ihre Krallen, und Ungeheuer fletschen die bluttriefenden Zähne, in den hohen Bogen der Wölbung prasselt es, als stürze der ganze Bau über ihm zusammen, unter ihm zittert der Boden, als ob er versinken wolle. Des Schäfers Muth ist hin und er ruft verzweifelnd: Hildegard, ich kann dich nicht retten! Kaum waren seinem Munde diese Worte entflohen, als auch der Geisterspuk augenblicklich verschwand. Der Hirt erholte sich nun wieder von seiner Angst und sah in der Höhle Hildegard leuchtend wie Sternenschimmer emporschweben. Ihr Blick war wehmüthig und mild. Du siehst mich nie wieder, sprach sie, und fortan kein Sterblicher, denn gemeine Menschenkraft kann den Zauber nicht lösen, der mich bindet. Wenn aber an und auf dem Falkensteine eine Fahne die Gegenwart eines Fürsten verkündet, welcher der Tyrannei Zauberfesseln gebrochen und Schlesien mit Freiheit und Segen beglückte, dann bin auch ich befreit. Nach diesen prophetischen Worten zerfloß sie in Nebel, und der Hirt

kehrte traurig zurück, um seine Heerde zu suchen, die er aber nicht fand. In sich gekehrt und geistig niedergedrückt von den seltsamen Erscheinungen, entfremdete er sich dem Leben. Am Morgen des nächsten Johannistages fand man ihn am Fuße des Falkensteines sanft verschieden.

Hildegard ist erlös't, denn Friedrich Wilhelm erfüllte ihren Spruch, und von Fischbachs Schlosse weht die Fahne, welche seine Nähe, seinen Segen verkündet.

74.

Die Wehmutter
in
Halle.

In Halle an der Saale wurde einst vor Mitternacht eine Wehmutter oder Hebamme durch wiederholtes Rufen und Pochen geweckt. Halbträumend fragte sie aus dem Fenster, wer da sey und was man von ihr wolle? und eine heisere Stimme antwortete ihr, daß sie sogleich zu einer Frau, die im Kreißen läge, kommen

solle. Sie versprach sich sogleich anzukleiden und dem Boten zu folgen; dieser führte sie durch das Thor an die Saale und drohete ihr den Hals umzudrehen, wenn sie ein Wort reden oder nur murmeln würde; übrigens hieß er sie getrost ihr Amt verrichten.

Als der Mann, der klein von Person war, gelbkrause Haare und graugrüne Augen hatte, an den Fluß kam, öffnete sich ihm ein trockner Gang wie weiland Josua im Jordan, durch den der Mann und hinter ihm die Wehmutter auf den Grund des Flusses und von diesem wieder durch einen Erdspalt in die Tiefe hinabstieg. Der Frau war gar schauerlich zu Muthe, aber sie befahl ihre Seele Gott, der sie auf ihrem Berufswege schützen und wieder in ihr Haus zurückführen werde. In der Tiefe unter den Fluthen gelangten sie an einen Palast, der wie lauter Gold und Krystalle glänzte. Sie traten ein und die Wehmutter fand in einem wasserfarbenen Zimmer ein feines Weiblein in Kindesnöthen auf einem Bette liegen. Sie verrichtete bei ihr die Geschäfte ihres Amtes, während dessen der Mann hinausging. Als das Nixweiblein glücklich entbunden war, sagte es zur Wehmutter im Tone herzlichen Mitleids: Ihr dauert mich, arme Frau, daß ihr bei uns bleiben müßt bis zum jüngsten Tage, wenn ihr nicht vorsichtig seyd und meinen guten Rath befolgt. Die Hebamme versprach Beides. Nun so merkt euch, fuhr das Nixweibchen fort, wenn mein Mann euch eine Mulde voll Gold vorsetzt, so nehmt nicht mehr, als ihr bei andern Leuten zu erhalten pflegt. Merkt euch ferner, wenn ihr wieder die Erde betretet, so pflückt euch schnell eine Hand voll Dosten und Dorant

und laßt es ja nicht der Hand entfallen. (Dosten oder Wohlgemuth und Dorant oder Helfkraut, Gotteshilf, sind bekannte Kräuter.) Kaum hatte die Wöchnerin ihre Warnung geendet, als ihr Mann wieder zurückkam, auf den Händen eine große Mulde voll Goldmünzen trug und sie vor der Wehfrau mit der Weisung niedersetzte, so viel davon zu nehmen als sie wolle. Die Wehfrau, der erhaltenen Warnung eingedenk, nahm nur Einen Goldgülden. Da machte der Nixenmann ein grimmiges Gesicht und sagte widrig, seitwärts nach seiner Frau schielend: Das hat dir ein Weib gerathen, und diese soll schon dafür büßen. Jetzt folge mir. Sie that es und warf im Abgehen einen Blick des Dankes auf die Nixenwöchnerin. Der Mann ging voran denselben Weg, auf dem er sie eingeführt hatte. Als aber die Wehmutter den ersten Fuß auf's Land gesetzt hatte, pflückte sie hastig Dosten und Dorant eine Handvoll. Auch das hat dich mein Weib gelehrt, kreischte zornglühend der Nix, geh' nun, wo du hergekommen bist. Das ließ sich die Wehmutter nicht zweimal sagen und eilte nach Hause.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01465 5990